

Wawrzak

"D" 8588

Illustrierte Zeitung



Verlag von J. J. Weber, Leipzig



5% Deutsche Reichsanleihe. (Dritte Kriegsanleihe.)

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reichs hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Die Schuldverschreibungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Oktober 1924 nicht kündbar; bis dahin kann also auch ihr Zinsfuß nicht herabgesetzt werden. Die Inhaber können jedoch darüber wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Bedingungen.

1. Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden

von Sonnabend, den 4. September, an
bis Mittwoch, den 22. September, mittags 1 Uhr

bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin (Postfachkonto Berlin Nr. 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung der Königlichen Seehandlung (Preussischen Staatsbank) und der Preussischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten, sowie sämtlicher deutschen Banken, Bankiers und ihrer Filialen, sämtlicher deutschen öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände, jeder deutschen Lebensversicherungs-Gesellschaft und jeder deutschen Kreditgenossenschaft erfolgen.

Auch die Post nimmt Zeichnungen an allen Orten am Schalter entgegen. Auf diese Zeichnungen ist zum 18. Oktober die Vollzahlung zu leisten.

2. Die Anleihe ist in Stücken zu 20000, 10000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinscheinen zahlbar am 1. April und 1. Oktober jedes Jahres ausgefertigt. Der Zinslauf beginnt am 1. April 1916, der erste Zinschein ist am 1. Oktober 1916 fällig.
3. Der Zeichnungspreis beträgt, wenn Stücke verlangt werden, **99 Mark**, wenn Eintragung in das Reichsschuldbuch mit Sperre bis 15. Oktober 1916 beantragt wird, **98,80 Mark** für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen (vergl. 3. 8).
4. Die zugeteilten Stücke werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin bis zum 1. Oktober 1916 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwahrt. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotcheine werden von den Darlehnsstellen wie die Wertpapiere selbst beliehen.
5. Zeichnungsscheine sind bei allen Reichsbankanstalten, Bankgeschäften, öffentlichen Sparkassen, Lebensversicherungs-Gesellschaften und Kreditgenossenschaften zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen. Die Zeichnungsscheine für die Zeichnungen bei der Post werden durch die Postanstalten ausgegeben.
6. Die Zuteilung findet tunlichst bald nach der Zeichnung statt. Über die Höhe der Zuteilung entscheidet das Ermessen der Zeichnungsstelle. Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.
7. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Beträge vom 30. September d. J. an jederzeit voll bezahlen. Sie sind verpflichtet: 30% des zugeteilten Betrages spätestens am 18. Oktober 1915
- | | | | | | |
|-----|---|---|---|---|-------------------|
| 20% | " | " | " | " | 24. November 1915 |
| 25% | " | " | " | " | 22. Dezember 1915 |
| 25% | " | " | " | " | 22. Januar 1916 |

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch die Zeichnungen bis zu 1000 Mark brauchen diesmal nicht bis zum ersten Einzahlungstermin voll bezahlt zu werden. Teilzahlungen sind auch auf sie jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Beispiel: Es müssen also spätestens zahlen:

die Zeichner von Mk. 300	
Mk. 100 am 24. November, Mk. 100 am 22. Dezember, Mk. 100 am 22. Januar,	
die Zeichner von Mk. 200	
Mk. 100 am 24. November, Mk. 100 am 22. Januar,	
die Zeichner von Mk. 100	
Mk. 100 am 22. Januar.	

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

- Die im Laufe befindlichen unverzinslichen Schatzanweisungen des Reichs werden unter Abzug von 5% Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 30. September ab, bis zu dem Tage ihrer Fälligkeit in Zahlung genommen.
8. Da der Zinslauf der Anleihe erst am 1. April 1916 beginnt, werden auf sämtliche Zahlungen 5% Stückzinsen vom Zahlungstage, frühestens aber vom 30. September ab, bis zum 31. März 1916 zu Gunsten des Zeichners verrechnet.

Beispiel: Von dem in 3. genannten Kaufpreis gehen demnach ab

	für Stücke	für Schuldbuch-
	eintragungen	eintragungen
bei Zahlung bis zum 30. September Stückzinsen für ein halbes Jahr = 2 1/2%, tatsächlich zu zahlender Betrag also nur	Mk. 96,50	Mk. 96,30
am 18. Oktober " für 162 Tage = 2,25%, " " " "	Mk. 96,75	Mk. 96,55
" " 24. November " für 126 " = 1,75%, " " " "	Mk. 97,25	Mk. 97,05

für je 100 Mk. Nennwert. Für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, ermäßigt sich der Stückzinsbetrag um 25 Pfennig.

9. Zu den Stücken von 1000 Mark und mehr werden auf Antrag vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine ausgegeben, über deren Umtausch in Schuldverschreibungen das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit größtmöglicher Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im Januar 1916 ausgegeben werden.

Berlin, im August 1915.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3767. 145. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 9 Mk., frei ins Haus 9 Mk. 25 Pf. Preis dieser Nummer 1 Mk. Der 9. September 1915. Anzeigenpreis beträgt für die einpaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 Mk. 50 Pf., auf Seiten mit redaktionellem Text 2 Mk.



LINDENSTRAEßT

Biocitin

schafft Körper u. Nervenkraft

Der lebenswichtigste Bestandteil von Nerven, Gehirn und Rückenmark ist das Lecithin. Seitdem diese Tatsache wissenschaftlich festgestellt ist, verordnet der erfahrene Arzt zur Kräftigung und Auffrischung geschwächter und abgespannter Nerven das Biocitin mit vorzüglichem Erfolg, denn Biocitin ist das einzige Präparat, das 10% physiologisch reines Lecithin, hergestellt nach dem patentierten Verfahren des Herrn Prof. Dr. Habermann, enthält. Aber nicht bloß die Nerven, sondern der ganze menschliche Körper wird durch Biocitin gekräftigt, weil dieses neben seinem hohen Gehalt an Lecithin auch noch andere wertvolle Nährstoffe in konzentrierter Form enthält, die Blut und Muskeln neu bilden und den ganzen Organismus kräftigen. Im Verein mit dem Lecithin bewirken diese hochwertigen Nährsubstanzen eine schnelle Aufbesserung des Ernährungs- und Kräftezustandes bei schwächlichen Personen jeden Alters, Genesenden nach Verwundung oder schwerer Krankheit, bei geistigen und körperlichen Ermüdungszuständen, gleichviel durch welche Umstände sie hervorgerufen sein mögen. Zum Ersatz der verbrauchten Nervenkraft und zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit ist Biocitin unentbehrlich. Erhältlich nur in Originalpackungen in Apotheken und Drogerien. Minderwertige Nachahmungen bitten wir zurückzuweisen. Ein Geschmacksmuster sowie eine Broschüre über rationelle Nervenpflege sendet auf Wunsch völlig kostenlos die Biocitin-Fabrik Berlin S. 61. J. 3.

Riquet
Flammut
 Kakao

voll Kraft

Erzeugnis der
Riquet & Co. A. G.
 Firma gegr. 1745
 in Leipzig

BERGMÜLLER
 LEIPZIG

Illustrierte Zeitung

Nr. 3767. 145. Bd.



Militärgottesdienst in der Kathedrale von St. Gudula in Brüssel zur Feier des 85. Geburtstags des Kaisers Franz Joseph von Österreich am 18. August 1915.
 Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ von Professor Max Rabes.

Unsere Großstädte im Kriege.

Von Dr. Koppel, Vorsitzendem des Statistischen Amtes der Stadt Mainz.

Mit der Mobilmachung haben sich die deutschen Großstädte vor eine Fülle neuer und großer Aufgaben gestellt, die eine sofortige und sichere Lösung erheischen.

Je mehr sich im Laufe einer langen und legensreichen Friedensperiode das gesamte wirtschaftliche und kulturelle Leben unseres Volkes in den Großstädten kristallisiert hatte, desto stärker und fühlbarer war jetzt der Ruck, der mit dem Ausbruch des Krieges den weitverzweigten und komplizierten modernen großstädtischen Verwaltungsapparat traf. Legstern möglichst bald auf den neuen Kurs einzustellen, erforderte außerordentlich hohe Anspannung an Tapferkeit und Kaltblütigkeit zugleich, an Intelligenz und Organisationsvermögen. Glücklicherweise haben in diesen kritischen Zeiten die deutschen Großstädte die erforderlichen Männer beigesteuert, sowohl unter den leitenden Beamten wie unter den bewährten Vertretern der Bürgerschaft. „Im Kriege gilt die Tat! Sie finden in dieser Vorlage keine wortreiche Begründung dessen, was geplant ist, dafür ist der Plan selbst um so bedeutungsvoller.“ Diese Worte, mit denen der Oberbürgermeister von Berlin, Exzellenz Wernuth, im August vergangenen Jahres eine seiner großen Kriegsvorlagen in der Stadtverordnetenversammlung begründete, sind charakteristisch für die Art, wie unsere Stadtverwaltungen ihre neuen Aufgaben in Angriff nahmen und zur Durchführung brachten. Sie wurden hierbei allerdings sehr wesentlich unterstützt durch die freudig bekundete Bereitschaft der Bürger, die Opfer, die der Kampf fordert, gern zu tragen. In jenen denkwürdigen Sitzungen, die in den aufregenden ersten Mobilmachungsstagen, von der Öffentlichkeit kaum beachtet, stattfanden, zeigte sich das Staatsbürgerium der Gemeinden in glänzendster Eiche. Die Großstädte insbesondere wurden durch ihre Bereitwilligkeit zur umfassenden Hilfsarbeit die stärksten Stützen des Staates, und sie bekundeten durch die mit großer Einmütigkeit gefaßten Beschlüsse, daß der gute alte deutsche Gemeinschaftssinn, das Eintreten der Gesamtheit für den nothleidenden Mitbürger, in ihnen noch recht lebendig und fruchtbringend war.

Die gesamten städtischen Kriegsaufgaben gliedern sich in vier Gruppen: in die Fürsorge für unsere Krieger, für deren Angehörige, für die sonstige nothleidende Bürgerschaft und in die Mitarbeit an der Sicherstellung der Volksernährung. Für die Einquartierung durchziehender und in Ausbildung befindlicher Truppen stehen seit Kriegsbeginn neben den Bürgerquartieren Massenquartiere in größeren städtischen Gebäuden, für die Bewanderten städtische Krankenheiler und besonders in Lazarette umgewandelte Schulgebäude, Festhallen und sonstige Gebäude den Militärbehörden zur Verfügung. In der ersten Mobilmachungszeit war auch für vorübergehende Unterbringung von Kriegsgefangenen und feindlichen Ausländern zu sorgen. Das Rote Kreuz fand und findet noch ständig bei der Verpflegung der Truppen, bei den Liebesgabenaktionen seitens der Stadtverwaltungen kräftigste finanzielle Unterstützung. Die Haupttätigkeit der Gemeinden aber liegt in der Fürsorge für die Zurückgebliebenen und sonstige nothleidende Kreise der Bürgerschaft. Die einschlägigen zahlreichen Maßnahmen: Unterstützung der Kriegerfamilien, Lebensmittelfürsorge, Arbeitslosenfürsorge, besondere Fürsorge für die städtischen Angestellten und Arbeiter, Kredithilfe und anderes mehr sind bekannt und auch in der „Illustrirten Zeitung“ Nr. 3719, S. 532 und Nr. 3752, S. 647 eingehend gewürdigt worden. Sie haben auch die Anerkennung der höchsten Reichs- und Staatsbehörden gefunden. Bei den Verhandlungen des preussischen Abgeordnetenhauses im Februar dieses Jahres sprachen sowohl der Minister wie die Redner aller Parteien den Städten für deren Fürsorge ihren Dank aus. Das Haus bewilligte seinerseits weitere 110 Mill. M. zu den vom Reichstag gewährten 110 Mill. M. als Beitrag zu den Kosten der städtischen Kriegsfürsorge. Man weiß also die Leistungen unserer Selbstverwaltungskörper voll auf zu schätzen. Ein neues großes Betätigungsgebiet ergab sich für die Städte, als

die Reichsregierung zu Anfang dieses Jahres umfassende Maßnahmen zur Sicherung der Volksernährung traf. Durch die Bundesratsverordnung vom 25. Januar

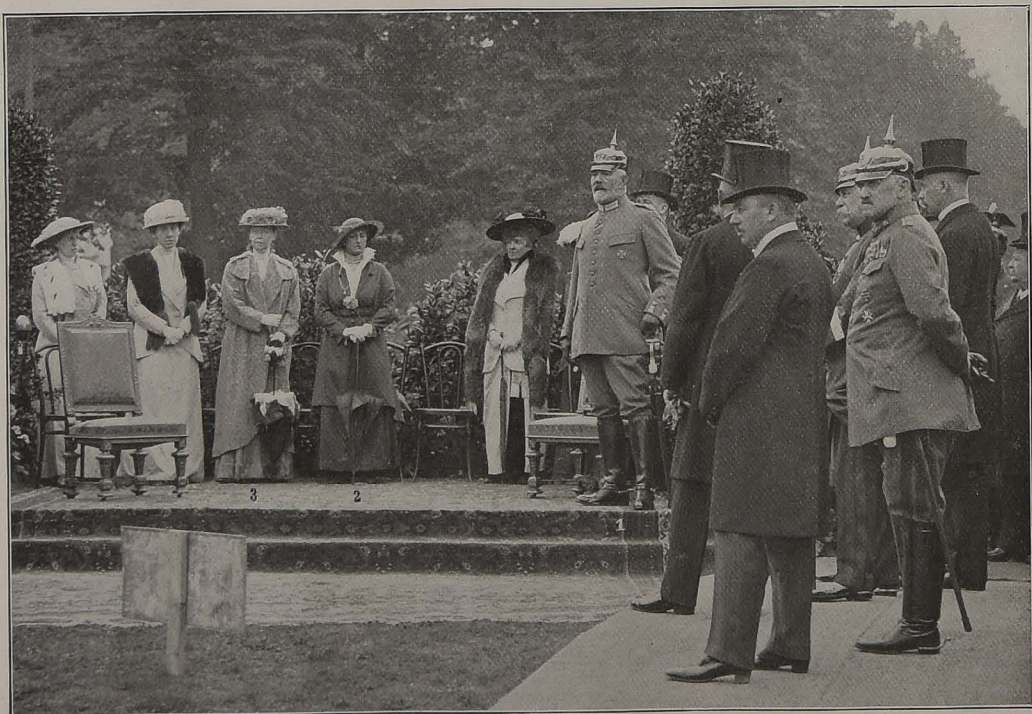
gegen den Aushungerungsplan Englands, denn je größer die Gemeinde, je größer der Bedarf von außerhalb, desto größer waren die Schwierigkeiten der Organisation und der Deckung des Bedarfs. Die Einführung der Brotkarten, wodurch die genaueste Kontingentierung der Mehl- und Brotvorräte erreicht wurde, erforderte in den Großstädten ein Heer freiwilliger Mitarbeiter, die in unermüdbar Arbeit in zahlreichen über alle Bezirke der Stadt zerstreuten Kommissionen tätig sind. Die Tatsache, daß wir auf Grund dieser Maßnahmen, die zuerst tastend, dann aber überall mit aus Erfahrung geschöpfter ruhiger Sicherheit durchgeführt wurden, die Ernährungsorgen glatt überbunden haben, so daß wir mit einer bedeutenden Getreidereserve in das neue Erntejahr jetzt hinübergehen, dieser große wirtschaftliche Sieg, den wir über unsere Feinde errungen haben, ist zum großen Teile der Organisationsfähigkeit der großstädtischen Verwaltung zu verdanken, deren Bürgererschaft in sehr einsichtiger und verständiger Weise auch von der Nothwendigkeit der Regierungsmassnahmen sofort überzeugt war.

Die stärksten Einflüsse des Krieges auf den inneren städtischen Verwaltungsbetrieb zeigten sich besonders bei den Schulen, bei den Straßenbahnen und den Sparsassen. Die Durchführung des Unterrichts in den Volksschulen schien infolge der zahlreichen Einberufung der männlichen Lehrkräfte fast unmöglich. Dank der patriotischen Haltung des Lehrstandes, der zufolge die zurückgebliebenen Lehrkräfte sich zur Ableistung von Überstunden bereit erklärten und zahlreiche schon im Ruhestande lebende Lehrer und Lehrerinnen für ihre im Feld stehenden Kollegen einsprangen, gelang es, auch trotz der Raumschwierigkeiten den Schulbetrieb völlig aufrechtzuerhalten. Ganz besonders ist anzuerkennen, daß sogar der Fortbildungsunterricht trotz des Mangels an Lehrpersonal einerseits und der berechtigten Wünsche der Arbeitgeber andererseits im Winter wieder durchgeführt wurde. Den städtischen Straßenbahnverwaltungen entzog die Mobilmachung sofort in den ersten Tagen die Hälfte bis zwei Drittel ihres gesamten Schaffners- und Wagenführerheeres. Dabei steigerten sich gerade in diesen Tagen die Anforderungen an den Straßenverkehr. Durch Einrichtung eines Notbetriebes wurde wenigstens der Verkehr auf den Hauptlinien innerhalb der Stadt aufrechterhalten. Nachdem es gelungen war, durch das ältere Fahrpersonal zahlreiche Ersatzleute auszubilden, konnte verhältnismäßig schnell wieder der normale Betrieb aufgenommen werden, was allerdings hauptsächlich den großen Arbeitsleistungen der älteren Mannschaften und der Einsicht der Militärbehörde, die vorläufig den Verwaltungen einen Teil der gedienten Landsturmeinheiten belieh, zu verdanken ist. Später stellte man auch weibliche Ersatzkräfte ein, die sich bis jetzt ansehnend in allen Städten durchaus bewährt haben. Die städtischen Sparsassen hatten schon in den letzten Tagen vor der Mobilmachung ihre kritische Zeit. Dem Ansturm der kleinen Sparer und dem Bedürfnis weiter Kreise nach barem Gelde haben aber alle Kassen gerecht werden können, da sie stets über große Barreserven verfügten und im Notfall die Mittel der Stadtkasse in Anspruch nehmen können. In hervorragendem Maße haben die Sparsassen es auch verstanden, ihre Geldbestände und die reichen Mittel ihrer Sparer den beiden großen Kriegsanleihen dienstbar zu machen.

Wenn man auch bei Beginn der Mobilmachung die Überwindung der Schwierigkeiten bei den städtischen Betrieben und Anstalten ziemlich allgemein als erreichbar und sicher annahm, so befürchtete man doch vielerseits starke Rückwirkungen des Krieges auf die städtische Finanzwirtschaft. Wäre allerdings die Reorganisation des deutschen Wirtschaftslebens nicht so rasch und glänzend durchgeführt worden, dann hätte man zweifellos mit großen Einnahmeausfällen rechnen müssen. So können wir aber heute mit großer Befriedigung feststellen, daß trotz verschiedener Einflüsse auf den ordentlichen und



Blick auf das nach dem Entwurf von Georg Marschall geschaffene Standbild Hindenburgs auf dem Königsplatz in Berlin.



Während der Inthronisation des Reichstanzlers. 1. Reichstanzler v. Bethmann-Hollweg; 2. Prinzessin Auguste Wilhelmine von Preußen, die im Namen des Kaisers den ersten Nagel einschlug; 3. Frau v. Hindenburg, die Gattin des großen Heerführers.

Die Einweihungsfeier des Eisernen Hindenburg in Berlin am 4. September. (Phot. Hofmann, Berlin.)

über die Regelung des Verkehrs mit Brotgetreide und Mehl wurde den Kommunalverbänden die Verbrauchsregelung innerhalb ihres Bezirks übertragen. Dadurch stellte man unsere Großstädte in die erste Reihe im Kampfe

und glänzend durchgeführt worden, dann hätte man zweifellos mit großen Einnahmeausfällen rechnen müssen. So können wir aber heute mit großer Befriedigung feststellen, daß trotz verschiedener Einflüsse auf den ordentlichen und

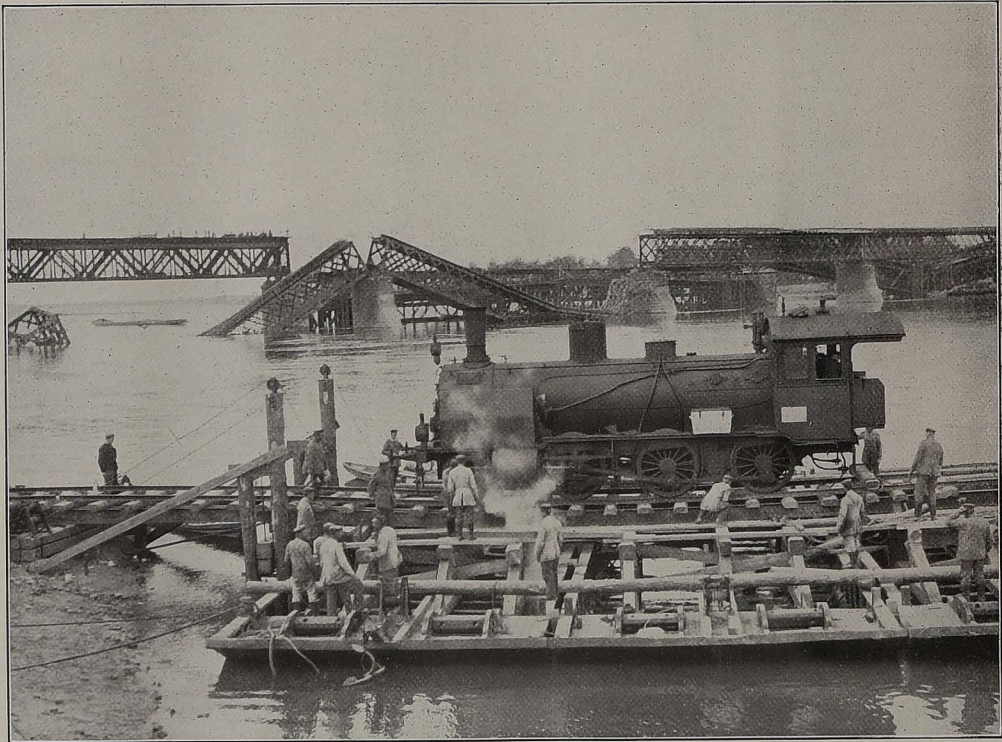


Ein deutscher Fliegerangriff auf eine englische Torpedobootsgeflüsterflotte im Kanal. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Professor Willy Söwter.



Wartende Kolonne der Armee des Generals v. Scholtz bei Ruffi. (Phot. A. Groß.)

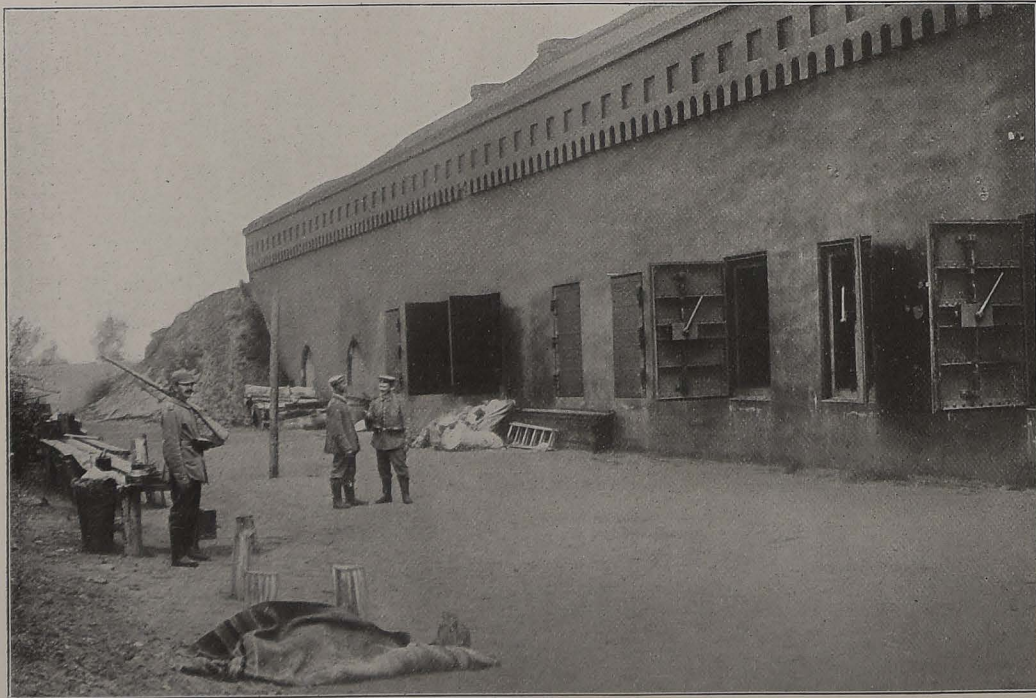
außerordentlichen Gemeindehaushalt die deutschen Städte den Krieg, auch wenn er noch so lange dauert, aus- halten können, ohne eine Erschütterung ihrer Finanzen zu erfahren. Den außerordentlichen Gemeindehaushalt belasten die Kosten der Kriegsfürsorge, soweit sie nicht von dem Reiche den Gemeinden zurückerstattet werden. Ungleich wichtiger als die Frage der endgültigen Deckung dieser Aufwen- dungen durch Anleihen nach Schluß des Krieges und des Ein- flusses auf den Vermögensbestand der Gemeinden ist die Frage. Waren die Städte bisher und sind sie auch fernerhin in der Lage, obgleich der Anleihenmarkt geschlossen ist, die nötigen großen flüssigen Mittel zur Finanzierung ihrer Kriegsfürsorge auszugeben zu erhalten? Diese Frage ist durchaus zu bejahen. Den Städten sind bei den staatlichen und privaten Banken zahl- reiche kurzfristige und günstige Kredite eingeräumt worden. Die Reichsbank bietet durch ihre Reichsdarlehenskasse eine vorzügliche Hilfe, ebenso die preussische Staatsbank, die Seehandlung, die auch in Friedenszeiten in zahlreichen geschäftlichen Beziehungen zu den größeren preussischen Gemeinden steht. Auch die Landes- versicherungsanstalten machen ihre großen Vorräte den Städten dienstbar und wissen deren gegenwärtige Aufgaben vollauf zu würdigen. Es ist auch selbstverständlich, daß eine moderne deutsche Großstadtverwaltung zahlreiche und lebhaft Beziehungen zu unseren Großbanken unterhält, infolgedessen ihnen auch deren gewaltige Mittel leicht zur Verfügung stehen. So besitzen unsere Stadtkassen während der Kriegszeit ständig große Vorräte, um für alle Ansprüche gerüstet zu sein. Was unseren Stadtverwaltungen besonders die Durchführung des ordent- lichen Haushalts seit Beginn des Krieges erleichtert, ist die fast überausgehende und sicherlich erfreuliche Tatsache, daß die Steuern fast in demselben Umfange und zu der festgesetzten Zeit wie in Friedenszeiten eingehen, ein großes Zeichen für das staats- bürgerliche Empfinden der Bürgerschaft und ihr Verständnis für die bedeutungsvollen Aufgaben der Gemeinden während des Krieges. Welche Einflüsse der Krieg im einzelnen auf den ordent- lichen Gemeindehaushalt gehabt hat, ist aus den neuen städtischen Etats für 1915/16 zu ersehen, die meist in anerkennenswerter Weise unter Berücksichtigung der Ergebnisse der letzten Kriegs- monate des Jahres 1914/15 aufgestellt wurden. Wohl zeigen



Auf der Weichsel bei Warschau: Überführung einer Lokomotive von einem Ufer zum andern auf einem Floße durch deutsche Eisenbahntuppen. (Phot. A. Semede.)

einige Betriebe und verschiedene Steuerquellen Einnahme- ausfälle. Aber trotzdem sind die deutschen Städte zweifellos in einer viel günstigeren Lage als die Städte Frankreichs, Englands, Rußlands und Italiens, die ihre Kriegsetats lediglich durch stark geschwächte Steuereinnahmen bilanzieren müssen. Die deutschen Städte besitzen in ihren vorzüglich rentierenden Betrieben, in den Wasser-, Gas- und Elektrizi- tätswerken, in den Straßenbahnen große Einnahmequellen, die auch jetzt in der Kriegszeit Millionenüberschüsse zwecks Verwendung für allgemeine Verwaltungszwecke zur Ver- fügung stellen. Eine Durchsicht unserer neuen großstädtischen Etats zeigt, daß die Verwaltungen unserer Städte völlig in ihrem alten Geleise bleiben, daß alle Ausgaben und Aus- gaben trotz ihres teilweise außergewöhnlichen Umfanges und ihrer Größe erfüllt werden wie mitten im tiefen Frieden. Die großen Ausgaben für das Schulwesen, für Kunst und Wissenschaft, für öffentliche Gesundheitspflege, für soziale Fürsorge werden in derselben Höhe wie in früheren Jahren geleistet. Auf keine ihrer kulturellen und sozialen Aufgaben haben die Städte verzichtet. Vediglich bei dem Bauetat, bei dem sonst oft sehr reichliche Summen für Straßenausbau vorgezogen wurden, ist jetzt meist mit vollem Recht etwas sparsamer verfahren worden. Diese Tatsachen zeigen zur Genüge die innere finanzielle Kraft unserer Groß- städte und das durchaus berechtigte Vertrauen, das unsere Stadtverwaltungen den Ruhmestaten unserer siegreichen Heere entgegenbringen. Dies Vertrauen kam auch beson- ders bei städtischen Etatsberatungen zum Ausdruck, die alle unter dem Zeichen des Burgfriedens in harmonischer Weise verliefen und fast ohne Debatte zur einstimmigen Annahme der vorgelegten Entwürfe führten.

Unsere Städte haben Verwaltungsprobleme allerersten Ranges gelöst, sie haben auch ihre finanzielle Stärke er- wiesen, beides ein Zeichen und ein Unterpfand dafür, daß sie, treu dem Reich zur Seite stehend im Kampfe um seinen Bestand und seine Ehre, wirtschaftlich und finanziell kraft- voll durchhalten können bis zu einem ehrenvollen Frieden.



Zur Besetzung der russischen Festung Dnower durch deutsche Truppen am 23. August: Die Kesselferne im Zentralort der Festung mit ihren bombensicheren Fenstern. (Golfphot. Käßlewind.)

Vom östlichen Kriegsschauplatz.



Von der Verfolgung der Russen in Südpolen: Einmarsch in Chelm am 1. August. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach der Natur gezeichnet von dem Kriegsmaler Hugo L. Braune.

Die Kaiserlampe in Damaskus. / Von Theodor Birt.

Wer kennt nicht Saladin aus Keßlings schöner Dichtung „Nathan der Weise“? Als klugen und großdenkenden Mann hat ihn uns Lessing geschildert. In Wirklichkeit hieß dieser Sultan Salach ed Din Yusuf. Er ist es, zu dessen Gedächtnis jetzt, am 7. August, unser Deutscher Kaiser, wie die Zeitungen melden, im Hof der Moschee zu Damaskus — nicht fern von Palästina — eine ewig brennende Lampe gestiftet hat: eine unscheinbare, stille Huldigung mitten im drohenden Weltkrieg, die aber Vergangenheit und Zukunft weite Ausblicke eröffnet. Warum spricht man davon? Was soll die Lampe? und was ist der Sinn der Sache?

Das Licht über dem Grab eines Mannes, der vor siebenhundert Jahren gestorben ist, bedeutet sein Fortleben im Geist bis heute. In der Tat: Salabins fleißiger und freudentfender Geist lebt heute im Osten wieder auf. Er war einst in Asien der beglückende Herr und Mehrer des Reichs, das sich heute Türkei nennt, wir Deutschen aber sind die Verbündeten und Schlichter der Türkei. Die Türkei ist heute nicht umfände, sich gegen die Raubhust Russlands und Englands selbst zu schützen, denn sie ist zu schwach, zu ungenügend organisiert und besitzt vor allem, wie so viele Länder des Südens, keine Großindustrie, die sie im Weltkampf zum ebenbürtigen Streiter machen könnte. Die Türkei braucht also zum Selber eine Großmacht, die im Vollbesitz des modernen Kriegsapparates ist. Unsere Kaiserliche Regierung hat ihr dazu ihre Hand und ihr Schwert geliehen.

Denn auch wir Deutschen brauchen die Türkei. Wir brauchen nach Asien hinüber dringend offenes, befreundetes Land, um mit freiem Aem in den Handel und in die Gängel der großen Welt weit ausgreifen zu können. Unsere Lage in Zentral-europa ist ohne das eine Einschränkung, in der wir schließlich erstickn würden.

Die glanzvolle Ziertheit unseres Kaisers Wilhelm im Jahre 1898, die vielen nur eine Zufriedenheit schien, war hochbedeutend. Kaiser Wilhelm II. hat damals nicht nur in Jerusalem das Heilige Grab besucht, er war auch in Damaskus am Grabe Saladins, war auch in Konstantinopel und hat da zuerst jene Bande geknüpft, die anfangs wohl manchem noch allzu losle und wenig haltbar schienen, jetzt aber in der Not sich plötzlich eng verschlingend für lange Zeiten fest und unzertrennbar sind.

In diesem Bündnis ist die Deutsche ganz vorwiegend der gebende Theil, der Orientale der nehmende. Wir tragen deutsche Wissenschaft und Technik, deutsche Kanonen, deutsche Kriegskunst an das Voporus. Wie anders war das einst in der Zeit Saladin's! Saladin's Zeit ist die Zeit der Kreuzzüge, die den Ruhm, aber auch den Zusammenbruch des Mittelalters bedeutet haben. Damals aber waren die Wölfer des Islam die wichtigsten Kulturträger; denn bei den Arabern hatte sich die Wissenschaft seit langem in die Höhe gehoben, und die Deutsche hat an geistigem Gut fast nichts als seine Ritterromane und sein Mittelwe, und die Gelehrsamkeit steckt bei uns in den Köpfen weniger Geisllichen.

Nur ein großer deutscher Mann weltlicher Stellung machte dazu eine glorreiche Ausnahme; das ist die wunderbare Gestalt des Hohenstaufenkaisers Friedrich II.

Unser Kaiser Wilhelm II. kann uns in der Tat an diesen letzten großen Hohenstaufen, den merkwürdigen deutschen Kaiser des Mittelalters, erinnern.

Beide Kaiser verfolgten nach außen und innen die höchsten Ziele. Beide wenden dabei ihr Gesicht nach Osten und sich mit dem Islam befreundet; beide haben Jerusalem aufgeschlüsselt. Friedrich wurde sogar, ohne daß Blut floss, der gekrönte König Jerusalems. Hohenzollern und Hohenzollern! Wie nahe liegen die Seimstätten dieser zwei genialen deutschen Fürsten gescheitert! Hart beieinander standen im zwölften Jahrhundert im schwäbischen Bergland ihre Burgen.

Über an der exzentrischen Idee vom römischen Kaiserthum sind die Hohenzauern völlig zugrunde gegangen; das deutsche Kaiserthum der Gegenwart ist es, das unsere Hohenzollern stark und des bleibenden Erfolges sicher macht.

Es ist also ein Gegensatz. Friedrich II. bedeutet den letzten Höhepunkt der zum Verfall bestimmten alten Kaisermacht. Kaiser Wilhelm II. ist der Hochstieg der neuen Sonne des Glücks, die uns in seinem Großvater aufgegangen.

Ein Lazarettsschiff auf der Weichsel.
(Phot. Eiko).



Vor der brennenden Zitadelle in Brest-Litowsk kurz nach dem Fall der Festung: Deutsche Soldaten, mit Bergungsarbeiten beschäftigt. (Phot. R. Sennede.)



Eine Sammlung französischer Minen-Blindgänger, von denen die größten über einen Zentner wiegen.
(Phot. Max Wipperling.)

macht sich zu Nureddin's Erben und ererbtet siegreich seine Herrschaft in dem Grabe, das sie
 zitiert auf lauter reiche Länder von Kleinasien bis nach Mesopotamien und zu den großen Nisfallen
 erstreckt. Schon umflammt sein Heer die Kreuzritzer, die in Jerusalem herrschen. Im Jahre
 1187 nimmt er die heilige Stadt. Den christlichen König Guido und viele Barone des Wends-
 lands hat er gefangen genommen, aber er ließ sie größtentheils wieder gehen, weil sein Name
 groß und mächtig war. Er ließ die Gefangenen in der Stadt von schwarzen und violetten
 Mameluden umgeben, der Gegenstand der Südgaltig aller frommen Derwische, der den Ziel
 „Verbesserer der Welt und des Gelezes“ führt, ist im Grunde ein milder Feld, der Städte lieber
 aufbaut als sie in Asche zu legen, um, wie Vespasi an ausdrückt, ein wahrer Gärtner Gottes zu sein.

„Ein Kleid, ein Schwert, ein Pferd und einen Gott,
Was brauch' ich mehr?“
ist das Leitwort, das der Dichter ihm in den Mund legt.

Der große deutsche Kaiser Friedrich I. Barbarossa jagt foglich im Jahre 1189 aus, um ihm Jerusalem wieder abzunehmen. Aber er erkrankt im fernem Flusse Saleph, bevor er noch Salabins Reich betreten. Sein Kreuzzug verlief fast ergebnisslos, und wir müssen sagen: das politische Ziel der Kreuzzüge, die Gründung eines christlichen Königthums Jerusalem, war raumbastig und konnte nicht für die Dauer verwirklicht werden. Aber das Abendland hat von diesen romantischen Glaubenskämpfen am Jordan anderen und viel größeren Gewinn gehabt. Ich meine die Erstligung eines großartigen, reichen Warenhandels aus dem Osten, der zunächst den Kaufmannsstädten Venedig, Genua und Pisa zu ihrem Glanz verhalf. Ganz Vlien hat sich mit seinen Gabeln seitdem für Europa aufgetan, und auch in Deutschland gelangte infolgedessen das Städtewesen, das sich vom Handel nährt, allmählich zu kräftiger Entfaltung.

Aber nicht nur der Wohlstand, der sich an den Großhandel knüpfte, es gab noch wertvolleren Gewinn, das waren die Güter des Geistes, eine umfassende weltliche Bildung. Die unvergänglichen Geistesgüter, die von den alten Griechen herkommen, waren im Mittelalter bei den Arabern wieder lebendig geworden, und nur bei ihnen erhielten sie auch das weltliche Leben. Das Christenthum, das die Welt im Mittelalter umgibt, ist eine geistliche Welt, eine Welt der Sitten, eine Welt, die wieder ausgebildet, Aristokratie der geistigen Zusammenfassung aller menschlichen Wissenstände ins Verbalische überlegt. Muerteos dieß der Philosoph ihres Stammes, der sich hierauf gründete. Er lebte in Spanien. Die Medizin, die bei uns im Abendland flüchtig verfallen, wurde von den Arabern wieder zu einer wissenschaftlichen Kunst ausgebildet, und das ist Wiennas der große



Handwerker im Hochwald. (Phot. Max Wipperling.)
 Vom Kriegsschauplatz in den Vogesen.

Name. Er lebte in Persien. Aber auch das Selbstverständlichste, die simple Rechenkunst, war von ihnen ganz neu gestaltet worden. Die zehn arabischen Zahlen kamen damals über Europa. Was wäre ihr heute ohne die arabishe Null? Dazu die Algebra mit Sinus und Tangenten. Diese Rechenkunst griff aber auch zum Höchsten, sie griff wieder zu den Sternen hinauf. Die Astronomie wurde bei den Kältern des Islam wieder lebendig, in Bagdad wie in Spanien Observatorien, Sternwarten erbaut. Seitdem galt von neuem das Wort: „ex oriente lux!“, „das Licht kommt uns aus dem Osten“, und nicht nur das Sternenlicht.

Das war das Licht, das auch den Hofenstaufen Friedrich II. erleuchtet hat. In diesem Friedrich hat sich alles, was der Ost und der West besaß, in ihm hat sich germanische Jagdliebe und persönliche Schlagfertigkeit, französische Feinheit und Geistes- schwingung, arabische Weisheit vereinigt und wunderbar zur Person gestaltet.

Die Phantasia des deutschen Volkes hat diesen Friedrich von früh an stauend verberichtet, als wäre es eine Märchengestalt. War er es doch, der im Jahre 1235 die eiskalten Ritterschreden, die unser Deutschland verwütheten, durch Kaiserseges aufhob und alle Streitfälle vor ein Reichssofgericht rief. Aber das deutsche Volk sah ihn nicht. Friedrich hat Deutschland kaum je betreten. Im ferien Palermo, auf Sizilien, da hielt er Hof, in der

Die beiden Punkte, auf denen die Kurve die z -Achse schneidet, sind



Im Hofe einer Feldpostexpedition; die Feldpost wird in den Vogesen zum Theil auf Eseln befördert.
(Hofphot. Carl Eberth.)

„glückseligen“ Stadt, die zwischen prachtvollen Bergen in der reichsten aller Fruchtbebenen wie in einer goldenen Muschel lag (*conca d'oro*).

Als Kind schon war er in der Sonne Italiens, in dem südländ. erzog. Seine verwitwete Mutter Konstanze war Königin des Normannenreiches, Neapel und Sizilien, und er war ihr Erbe. Die Itaken und abenteuernden Normannenhelden, die Antioch-Söhne, Robert Guiscard und seine Verwandten Roger usw. hatten dies vergängliche Normannenreich gegründet, indem sie Sizilien den Sarazenen wegnahm. Friedlich aber entwickelte sich dort, in seiner südländischen Monarchie, bald ins Große als ein Gehegegeber gerabesue moderner Sattung, ein Selbststärker nach Art Ludwigs XIV. oder nach Art des alten Kaisers Habrian. In ihm hat sich, schon damals im dreizehnten Jahrhundert, die „Renaissance“, d. h. die Modernisirung des antiken Gedankenlebens, vollzogen, die sich bei uns hernach erst im achtzehnten Jahrhundert vollendet hat. Die Stäunen wir, wenn wir lesen, was er durchführte, indem er die Schätze des Reinswiesens durch ein neues hartes Silbnerheer und eine Flotte von Kriegsgaleeren schaffte, durch Handelsmonopole und Regelung des Zoll- und Steuerwesens seinen Reichthum füllte, den Volkswohlstand hebt durch Förderung des Seidenbaus, der Zuckerrho- und Baunmwollpflanzungen und endlich, nach Sabrians Muster, einen besetzten Beamtenstand beruht, der sich regelmäßig in Landtagen zum Nutzen des Reichs verammelte! Gelehrte Juristen waren es, denen er die Rechtspredung in die Hand gab, während er beim Verhör die grausame Folterung einschänkte. Aus seiner Kanzlei sandte er als eifriger Publizist kaiserliche Flugblätter in die Welt, in denen er die



Marshall Liman v. Sanders-Pascha,
der Oberbefehlshaber der türkischen Streitkräfte auf Gallipoli, erhielt den Orden
pour le mérite verliehen.
(Phot. Sebah & Joallier, Konstantinopel.)

Rechte des Staats abgrenzte, d. h. die Selbständigkeit des
Staats der damals allmächtigen Kirche gegenüber verfocht.
Schon das schien damals eine Kezerei; noch keizerlicher
aber seine Duldbung der Andersgläubigen, vor allem der

Sarazenen. So konnte er
nun aber auch die weltliche
arabische Wissenschaft für
sein Reich fruchtbar machen.
Er gründete in Neapel die
Universität (im Jahre 1224)
und hob nicht nur die Rechts-
sprechung, sondern auch die
Heilkunde in wissenschaft-
lichem Sinne, indem er je-
dem Arzt, der seinem Beruf
obliegen wollte, zuvor die
staatliche Prüfung auf-
erlegte. Er selbst aber schritt
in arabische Stoffe gekleidet
unter Bauwerken maurisch-
normannischen Stiles ein-
her, von Sarazenen, Grie-
chen und Franken auserle-
sener Bildung umgeben:
ein freigeistiger deutscher
Sultan des Orients.

Heute ist Sizilien uns
ferner als je. Wer möchte
als Reisender dorthin wie-
der den Fuß setzen? Wer
aber einmal im „glück-
seligen“ Palermo war, wird
wissen, wie dort noch in
der Gegenwart dieses deut-
schen Sultans Gedächtnis
haftet. Ich denke an den
mächtigen Normannen-
palast, Palazzo reale, mit
der uralten Sternwarte und
der Schloßkapelle, der schön-
sten, die es gibt, die zur
Verewigung orientalischer
Pracht in bunten Glas-
mosaiken auf Goldgrund
strotzt; sowie auch an
den gewaltigen Dom glei-
chen Alters, der durch Um-
bau aus einer Moschee her-
vorging.

Von dort aus hat Fried-
rich endlich auch seinen
Kreuzzug ausgeführt. Es
geschah im Jahre 1228 der
Kirche zum Trost und unter
dem Banner des Papstes, in-
dem der Kaiser mit seiner
Flotte nach Akkon segelte.

Auf diplomatischem Wege erwarb er da von Saladins
Nachfolger Alamil in der Tat noch einmal den heiligen
Boden und krönte sich selbst zum König Jerusalems. So
trug er sechs Kronen, wie kein anderer Fürst: die Krone



Admiral v. Usedom-Pascha,
der Leiter der türkischen Dardanellenverteidigung, erhielt das Eisenkreuz zum Orden pour le
mérite. Den Orden selber hatte er wegen seiner hervorragenden militärischen Leistungen
während des Boxer-Aufstandes in China erhalten. (Gesp. Phot. Ferd. Urbahn, Kiel.)

Siziliens, Roms, Deutschlands, der Lombardei, Bur-
gunds und Jerusalems.

Aber schon im Jahre 1244 ging Jerusalem wieder ver-
loren, und nur zu bald starb der sechsfach Gefrönte selbst,



Übergabefeier der vom Deutschen Kaiser für das Mausoleum des Sultans Salaheddin im Hof der Omajjadenmoschee zu Damaskus gestifteten Lampe
am 7. August.

1. Generalgouverneur von Syrien Chulussi Bey, 2. Dschemal-Pascha, Oberkommandierender der IV. türkischen Armee, 3. Dr. Söktürek Gardes, Kaiserlicher Konsul, 4. Oberst Freiherr v. Kres, Generalstabschef
der IV. türkischen Armee, 5. Kaiserlicher Ministerresident 3. D. Freiherr v. Döppenheim.

vierundfünfzigjährig, nach einer Fülle von Glanz und Arbeit und Enttäuschungen. Im Gerwürfnis mit der Papstgewalt hatte er sein Gold, seine Kraft und sein Genie verschwendet. Im stillen Seitenschiff des Doms zu Palermo, da ruht Friedrich, der Hohenstaufe, mit seiner Mutter Konstanze. Da stehen heute unter Baldachinen die Königsgräber aus schwerem Porphyrfels beisammen. Nach fünfshundert Jahren (im Jahre 1781) hat man den wohlverschlossenen Sarg geöffnet und darin des Kaisers Leiche wohl erhalten gefunden. In arabischen Gewänder gehüllt, lag er da, auf dem Haupt die Krone, das Reichsschwert und der Reichsapfel neben ihm.

Seit seinem Tod stürzte das Deutsche Reich in Wirren und Unheil ohne Ende. Im Berg Ruffhäuser, da soll, wie das Volk wähnte, dieser Friedrich, den man bald mit Friedrich Barbarossa zusammenwarf, durch viele hundert Jahre schlafen, um in einer besseren Zeit wieder aufzuerstehen.

Wie anders sind heute unsere Hoffnungen! Italien ist jetzt unser Feind, und das Grab Friedrichs liegt in



Transportkolonne in den Bergen.

Staatskunst, deren Aufgabe es ist, die Gegensätze der Völker auszugleichen. Nun kam der Krieg. Von der Goltz leitet den Kampf an den Dardanellen. Deutsche Unterseeboote schwimmen wie Haifische im Mittelmeer. Und die Kaiserlampe in Damaskus erstrahlt über dem Grab Saladins wie ein Lichtschein der Freundschaft. Sie wird freilich nicht mit dem Öl des Friedens gespeist, sondern elektrisch; das moderne Maschinenwesen hat auch da seinen Einzug gehalten.

„Saladins Geist“, so sprach dort in Damaskus bei der Weibung der Lampe der deutsche Konsul im Namen unseres Kaisers, „Saladins Seldengeist schwebte in diesem großen Krieg den Streitern Mohammeds voran. So rein und warm wie das Licht der heiligen Lampe möge stets der Geist der deutsch-osmanischen Freundschaft sein.“

Es war im Festmonat Ramasan. Die Sonne war schon untergegangen. Der ganze Hof der Omajjadenmoschee war elektrisch erleuchtet. Türkische Offiziere, Notabeln und Scheichs, der Wali des Orts und Tausende von Eingeborenen waren zugegen. — Um Vorabend aber hatte derselbe



Unterstand für Pferde.

Feindesland! Heute wächst deutsches Glück nur auf deutschem Boden. Wir haben endlich nach siebenhundert Jahren des Harrens ein lebensfähiges Deutsches Reich durch die Hohenzollern gewonnen. Und heute ist gottlos die Schneide des deutschen Geistes ebenso scharf wie die unseres Schwertes. Deutsche Intelligenz streut ihr Licht über die Kontinente. „Ex Germania lux!“ Das Reich Saladins aber tut sich uns heute freudlich auf, und die Bagdadbahn ist von deutschem Geld durch den Orient getrieben, um uns im Warenaustausch mit dem Indischen Ozean zu verbinden.

Woher das Wohlwollen der Türkei? Weil wir, anders als England, die Türkei nie gebrückt, weil wir die mohammedanische Religion nie verfolgt und beeinträchtigt haben. Das ist der Duldungsgebanke des großen Hohenstaufen; er waltet noch heute im deutschen Kaiserthum. Wo hohe Sittlichkeit ist, da mag die Form der Gottesanbetung abweichen. Die Lehre von den drei geheimnisvollen Ringen, an denen die Tugend haftet, die Lehre, die Lessing im „Nathan“ gibt, ist alt, und sie gilt vor allem für die



Im Arn-Gebiet.

Vom Krieg mit Italien. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem auf dem italienischen Kriegsschauplatz befindlichen Kriegsmaler Ludwig Koch.

deutsche Konsul im herrlichen Stadtgarten zu Damaskus, wo die Springbrunnen sprangen, ein Festmahl zu hundert Gedecken gegeben. Die Militärmusik spielte, und es wurde ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt. Da fand sich auch der türkische Oberkommandierende Djemel-Pascha ein, und er trug das Eisene Kreuz erster Klasse, das ihm, wie er dankbar erwähnte, der Kaiser von Deutschland verliehen hatte. Der Mohammedaner trug also das Kreuz! Das war in früheren Zeiten eine Unmöglichkeit und ist ein hochbedeutsames Sinnbild der tiefgehenden Befriedung unseres Christentums mit dem Halbmond, die nur auf das ganz Große zielt und über alle verengenden Unterschiebe hinwegsieht.

Mitten hinein aber in die Festesfreude fiel da, an demselben 6. August, die Freudenbotschaft von der Einnahme Warschaws. Das war ein Jubel! Rußland, der Roloß, bricht in seinen eigenen Grenzen zusammen; England verblutet sich bei Gallipoli. Nun leuchte auf, du Lampe auf dem Grab Saladins! In dir glüht die Hoffnung der Türkei, die vom Deutschen Kaiser entzündet ist.

Der kleine flandrische Held. Eine Kriegserzählung von Norbert Jacques.



n der Nacht sollte der erste Schelledampfer die belgischen Soldaten, die nach dem Fall Antwerpens über die holländische Grenze flohen, nach Vlissingen bringen. Auf dem Landungsteg warteten außer einigen holländischen Soldaten nur wenige Menschen. Es war eine kalte Herbstnacht. Drei Frauen

standen, in Mäntel und Schals gewickelt, daß man kaum ihre Gesichter sah, an das Geländer gelehnt und sprachen manchmal in traurigem Ton einige Worte. Auf einem Haufen Schienen saß noch ein kleiner Junge. Man schaute fröstelnd und melancholisch in die Schelledemündung, in deren weiter Düsternis hier und dort die Lichter von Kriegsschiffen hart blinkten.

Und als mit dem ersten bleiweißen Schein des Tags, der über Seeland drüben die Nachtwolken durchbrach, der brutale und plumpe Dampfer kam, endlich kam, da sprangen die drei Frauen zitternd und mit kleinen Schreien vor. Aber die holländische Wache trieb sie zurück. Der Knabe schnellte von den Schienen auf und kletterte auf ein Faß, das dort stand. Der Dampfer prallte an den Steg, die Brücke schwankte, und gleich begannen die belgischen Kriegsgefangenen paarweise herauszukommen. Bleich, von Pulverdampf noch geschwärzt, mit zerrissenen Kleidern und mit Augen, die in eine tief randlose Ungewißheit schauten, trotteten sie herauf und in den Bahnhof hinein. Sie waren alle gleich verhungert und gleich verlumpt, Student und Beamter, Kaufmann und Arbeiter. Ihre Blicke fielen teilnahmslos und ohne Spannung an den etlichen Menschen dahin, an denen sie vorbeigingen.

Die drei Frauen standen so weit vorn, wie es ihnen erlaubt war. Sie riefen laute und lebhaft wallonische Worte zu den Soldaten. Die Soldaten schauten erstaunt auf. Mal lächelte einer halb verächtlich. Wenige antworteten kurz. Viele winkten trübe „nein“. Die meisten zogen unbewegt den Steg hinauf. Ich verstand die Worte der Frauen nicht. Der Knabe stand auf dem Faß wie erstarrt, und gegen das anbrechende Frühlicht strahlte er schwarz und groß.

Einige hundert Belgier kamen aus dem Schiff. Das Schiff fuhr zurück und kam drei Stunden später gefüllt wieder. Und wieder riefen die Frauen und stand der Knabe wie erstarrt auf dem Faß. Ich ging frühstücken. Ein Zug fuhr gerade mit Kriegsgefangenen ab. Ich mußte ein Bad nehmen und mich für die Nacht nach einem Zimmer umsehen, denn zwei Nächte lang hatte ich in keinem Bett gelegen, sondern die erste Nacht in Breda im alten Park auf einer Bank und die zweite im soldatenüberschwemmten Bahnhof von Vlissingen schlaflos zugebracht. Alle Hotels und Häuser waren mit belgischen Flüchtlingen überfüllt. Nachmittags machte ich mich wieder zum Hafen auf. Der holländische Hauptmann sagte mir, die Transporte der Belgier seien noch lange nicht fertig. In Terneuzen lägen noch wenigstens zehntausend.

Auf dem Steg standen wieder einige holländische Soldaten. Gerade legte ein Dampfer an. Die drei Frauen waren nicht mehr da. Aber auf dem Faß erhob sich bewegungslos der Knabe. Die Belgier kamen wieder zu zwei und zwei herauf. Ich ging auf den Knaben zu. Er mochte etwa zwölf Jahr alt sein, hatte strohblondes, struppiges Haar, zerrissene Kleider und keine Mütze. Was machte er auf dem Faß? Stand er die halbe Nacht und den ganzen Tag dort? Als ich bei ihm war, fragte ich absichtslos, ob es schön droben wäre. Er schaute nur flüchtig zu mir herab und eilte mit den Augen ängstlich zurück zu den Kriegsgefangenen, die in unerschöpflicher Reihe dem Schiff entstiegen.

Da wußte ich: er sucht jemand! Ich fragte: „Suchst du deinen Vater?“ — „Jo!“ antwortete er trocken. — Ich trat zurück und spannte meine Augen zwischen den Knaben und die vorüberschleppenden Gefangenen. Der letzte Belgier ging vorbei. Der Knabe stieg vom Faß und legte sich ans Geländer auf den Boden. Ich holte in der Bahnhofswirtschaft drei große Brote mit Schinken und kam zu dem Knaben zurück. „Da hast

du was zum Essen. Du hast Hunger!“ sagte ich ihm, und gab ihm zwei von den Stullen. Er preßte eine in die Tasche, während er schon mit vollen Zähnen auf die andere biß. Er antwortete sehr spärlich auf meine Fragen, und ich bemühte mich vergeblich, mit ihm ein Gespräch in Fluß zu bringen.

Der holländische Hauptmann kam und sagte der Wache am Steg, es kämen heute keine Transporte mehr. Da schaute der Junge traurig zu dem großen mageren Offizier auf und erhob sich. Er kaute noch immer. Ich sagte ihm: „Gehst du heim?“ — „Jo!“ warf er kurz aus seinem mahelnden Mund. — „Wo ist das?“ — „Hinten auf'm Kanal!“ — „Ich geh mit dir! Nimmst du mich mit?“ — „Jo, komm!“ — Wir gingen.

Unterwegs fragte er auf einmal, nachdem wir schweigend die holperige Straße am Hafen entlang gegangen waren: „Von wo kommt du?“ — „Aus Deutschland.“ — „Sind schlechte Kerle, die Deutschen!“ bemerkte er kühl, ohne aufzublicken. — „Weshalb?“ — Ohne zu zögern, antwortete er: „Sie vertreiben uns aus Flandern.“ — Ich erzählte ihm warm: „Glaub' das nicht. Du mußt nichts von allem glauben, was man jetzt überall spricht. Weißt du, wenn in der Schule einer wütend auf dich ist, weil du ihn beim Prügeln untergekrigelt hast, dann geht er zum Lehrer und verleumdete dich, um sich zu rächen. So geht das jetzt. — Weißt du, wer die Engländer sind?“ — „Jo, die mit ohne Bart und in Khaki!“ — „Das sind die, die euch vertrieben haben. Ich hab' gefragt bei vielen Leuten aus Flandern.“ — „Jo, die haben auch in unserm Dorf gesagt: ‚Laufst jetzt rasch nach Holland, sonst schneiden euch die Deutschen die Nasen ab.‘ Da sind wir alle aus dem Dorf gelaufen.“ — „Wäret ihr geblieben, ihr dummen Leute, so hättet ihr eure Häuser noch und bekämt von den Deutschen zu essen.“ — Er antwortete nicht, und wir gingen weiter. Wir überschritten die Drehbrücke. Er sagte: „Du bist aber kein Deutscher!“ — „Natürlich doch!“ machte ich erstaunt. Aber er setzte dem hartköpfig entgegen: „Nein!“ — „Weshalb nein?“ — „Weil du mir zwei so dicke Stullen gegeben hast.“ — „Die hätte jeder Deutsche dir geben mögen.“ — Er schüttelte nur den Kopf.

Ein Stück schritten wir den Kanal hinauf. Dort lagen Scharen von alten und neuen Kanalschiffen. Die Decks waren belagert von Flüchtlingen. Männer schliefen. Weiber wuschen und hingen Wäsche auf, und Kinder spielten um die angeketteten Steuerräder. Auf eins dieser Schiffe bog der Knabe ein, und ich folgte. Der Schiffer saß auf einer Luke. Wir begrüßten uns. Er war ein alter, bärtiger Mann. Ich erklärte ihm, daß ich wegen des Knaben käme. Ich sähe ihn immer im Hafen, und ich möchte wissen, was mit ihm wäre, und helfen, wenn es ginge.

„Tjo, tjo!“ machte der alte Schiffer. „Da können Sie von mir nichts erfahren, vonwegen daß ich selber nichts weiß. Das Komitee für die belgischen Flüchtlinge hat ihn hergebracht und gefragt, und er kam mit zwei kleinen Geschwistern; die da, sehen Sie, mein Herr, hatte er auf'n Rücken angebunden.“ — Er zeigte auf eine kleine Dreijährige, die, an ein Seil befestigt, auf den Planken herumkollerte, und ließ die zehn Finger wie Marionetten vor ihr tanzen. — „Minchen, Minchen!“ rief er. Die Kleine juchzte. — „n guter Jung, jo, gewiß! Und das ist der Bruder.“ — Aus dem Innern des Schiffs tauchte ein schlohgelber sechsjähriger Knabe auf und sprang auf den ältern Bruder zu. Der griff gleich in die Tasche nach dem zweiten Schinkenbrot.

„Ich möchte Ihnen gern was geben für die Kinder, mein Herr!“ sagte ich zu dem Schiffer. — „No, die haben ja bei uns zu essen. Haben selber Kinder und Knecht, und's geht in einem Topf. Ist nicht nötig!“ — „Aber vielleicht für ein Wams oder so was. Wenn es jetzt kalt wird nachts.“ — „No!“ machte der Schiffer zustimmend. „Sind Sie ein Landsmann von den Kindern?“ fragte er. — „Nein, nein, ich komme aus Deutschland.“ — Mit einem erschrockenen: „Wa.a.as?“ riß der Schiffer



Vom Kriegsschauplatz in Westflandern: Ein Sturmangriff unserer Marine in den Dünen von Lombardhyde. Nach einem Aquarell für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem auf dem flandrischen Kriegsschauplatz tätigen Kriegsmaler Poppe Folkerts.

die Augen gegen mich auf. „Deutschland? Und Sie wollen Geld geben für —“

Sollte ich nun wieder eine Rede über Verleumdungssysteme diesmal für den Verstand eines holländischen Kanalschiffers zurechtdeichseln? Ich antwortete kurz und wütend: „Ja!“, gab ihm, dankte und ging.

Nun mochte ich keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, die Begegnung des sonderbaren Knaben mit seinem Vater zu erleben. Ich war gewiß, daß der Junge alle Transporte kontrollieren kam. Ich ging zum Bahnhof und hörte von einem Offizier, daß der nächste Gefangenendampfer aus Terneuzen morgen bei Tagesanbruch erwartet wurde.

Früh im Grauen kam ich an den Steg. Ich sah als Erstes den Knaben auf dem Faß stehn. Der Dampfer hatte schon angelegt, und belgische Soldaten trotteten paarweise den Steg herauf, und auf einmal, bevor ich mich noch erst hineingefunden hatte, sah ich den Knaben wie im Flug vom Fasse streifen, in die Soldaten hineinstürzen, einem kleinen Mann um den Hals springen, und ein lauter Ruf glitt in die Morgenfrühe. Der Knabe blieb am Hals des Mannes hängen. Ich stand erschrocken still. Es war mir plötzlich, als täte ich ein Unrecht, in das Geheimnis des Knaben und in den menschlichen Zusammenhang der kleinen und heißen Ereignisse hineinsehen zu wollen. Ich drehte mich weg und schlenderte langsam und ergriffen die Brücke hinauf und in die Halle hinein. Der Zug der Kriegsgefangenen schleppte sich an mir vorbei, und dann kam auch der kleine blonde Mann und hielt den Knaben an der Hand. So gingen sie zwischen den Gefangenen nebeneinander.

Ein langer Zug stand für die Weiterreise der Kriegsgefangenen zu den Konzentrationslagern bereit. An ihm sah ich Vater und Sohn auf einmal wieder. Sie standen still und wortlos nebeneinander, und der Vater hielt noch immer die Hand des Knaben. Ich wurde durch das plötzlich einsetzende Gedränge, das durch den Aufzug einer holländischen Wache entstand, dicht an die beiden herangeschoben. Ich sah den Vater an. Er hatte auf seinen strohigen Haaren die kleine Artilleristenmütze mit dem großen, abhängenden Schirm hocken. Sein helles Gesicht war geschwärzt, und die blauen Augen schauten, noch erfüllt von den Schrecknissen der deutschen Granaten, weitläufig in jenes unbestimmbare, melancholisch verschwimmende Land, das die aus den Schlachten dieses Krieges Heimkehrenden entdeckt zu haben scheinen.

Seine Augen blieben dann an meinem Gesicht hängen, als ich an ihm vorüber mußte. Ich spürte wie in einer körperlichen Berührung nun auf einmal in diesen nahen Blicken das grausige Sausen des Todes, das, hundertmal sich stets fortgebärend, noch in den Nerven des Artilleristen auf und ab stieg. Ich mußte stehenbleiben, schaute ihn an, und indem ich ihm sagen wollte, daß ich teilnahme an dem Furchtbaren seiner Erlebnisse, brachte ich doch nichts anderes heraus als die unbeholfene, von Schauern und zurückgeschlagenen Tränen erhitze Frage: „Es war wohl sehr fürchterlich?“

Und er sah mich nur an, hob ein wenig die Arme und fiel in ein haltloses Weinen.

Da erkannte mich der Knabe. Er zog den Kopf des Weinenden zu sich herab und sprach ihm leise von mir. Der Artillerist wischte sich hastig mit der Linken über das pulverschwarze Gesicht. Ich steckte ihm zwei Päckchen Zigaretten, die ich grade in der Tasche hatte, in die

Hand. Er schaute sie erstaunt an und bemerkte dann: „Das sind wir nicht gewohnt!“

Ein kleiner, grauhaariger belgischer Geistlicher mit einem feinen französischen Gesicht kam in diesem Augenblick in die Soldaten hinein, die längs des Zuges aufgestellt waren, und rief plötzlich hitzig: „Und trotzdem, es lebe das glorreiche Belgien!“ — Aber keiner der Soldaten rief mit: „Es lebe . . .“ — Sie schauten nur einen Augenblick wütend und verächtlich auf und fielen wieder zurück in die nachtgraulichen Erinnerungen des tausendfachen Todes von Feuer und Eisen, dem sie tausendmal in unerkenntlicher Weise entrissen worden waren.

Der Artillerist sagte mir mit leiser Stimme: „Ach, wozu dieser Krieg? Weib und Kinder und Hof verloren . . .“ — „Sie haben die beiden Knaben und das Minchen ja noch. Dies ist ein feiner Junge!“ sagte ich und legte dem Knaben die Hand auf die struppigen Haare. Da sagte der Vater: „Ich muß es Ihnen erzählen . . . Im Waesland haben wir ein Haus und ein bißchen Vieh und Acker, und ich wurde eingezogen und lag zwei Monate im Fort. Und als die Engländer dann Antwerpen aufgaben und uns den deutschen Granaten allein überließen, da kamen sie auch durch unser Dorf und hetzten alle Leute vor den Deutschen über die holländische Grenze. Und meine Frau lag im Bett und sollte niederkommen. Alles ging drunter und drüber. Kein Nachbar konnte sich um die Meinigen kümmern. Die Frau war sehr krank und wollte am liebsten sterben. Dann wär’ alles drauf und zum Teufel gewesen, Haus, Vieh, Weib, Kinder! Da hat sie dem Jungen das Minchen auf den Buckel gebunden und hat ihm in ein Bündel Brot und Kleider gepackt und ihm auch das angehängt, und der Junge hat den kleinen Bruder bei der Hand genommen, und so sind sie ausgewandert aus dem Waesland, mit all den anderen, und zu Fuß zur Schelde gegangen, und da hat sie ein Schiff mit nach Vlissingen genommen. Und so sind die drei wenigstens am Leben geblieben. Meine Frau . . . meine Frau . . . ob sie noch lebt?“

Er schaute wieder mit jenem neuen, rätselhaft leeren Blick unter die Hallen des Bahnhofs hinauf.

Ich sagte ihm: „Wenn die Deutschen in ihr Dorf gekommen sind, so wird ihre Frau noch leben. Denn sie haben Ärzte mit, denen der Krieg das Menschliche nicht zerstörte . . . Und Sie, mein Lieber, werden die, die heut ihre Freunde sind, einmal wilder verfluchen als die, deren Granaten sie überlebt haben. Denn nur die Engländer haben aus brutalen Propagandazwecken die Flandern in das sinnlose Unglück gestürzt, das jetzt die Leute dort vertreibt.“

Er antwortete nicht. Aber ein anderer Soldat, der neben ihm stand und meine Worte gehört hatte, mischte sich in unser Gespräch: „Ja, es scheint, als ob da allerhand Schweinereien gemacht worden seien.“ — Der Artillerist sagte noch, aus einer Gedankenreihe heraus, die er wohl hundertmal unter den Granaten des deutschen Heeres aufgestellt hatte: „Wir hätten uns ja vertragen!“

Dann mußten die Kriegsgefangenen in den Zug. Ich ging mit dem kleinen flandrischen Helden, der seine Familie retten wollte, aus diesem Haufen von zusammengebrochenem Heldentum hinaus und der erwachenden Stadt zu. Der sprach nicht. Nur als er das Kanalschiff sah, auf dem er wohnte, fragte er: „Geschieht meinem Vater jetzt etwas?“ — Ich sagte: „Nein, er ist gerettet!“

In Flandern. Von Roland Abramczyk.

Noch liegt die Stadt in stummer Nacht.
Der Tag regt erst leise die Schwingen. —
Da ist wie ein dringend Rufen erwacht
Ein schmetternd Trompetenklingen.

Und frisches Soldatenleben wacht auf
Und öffnet die Augen, die klaren. —
Schon sprengt es die Straße herunter, herauf,
Feldgrau ein Häuflein Husaren.

Das flüstert, klirrt und klappt und schäumt. —
Sie sammeln sich rasch an der Linde . . .
Und einer nimmt Abschied gefaßt und verträumt
Von einem flachshaarigen Kinde.

Schon reiten sie im Morgenrot . . .
Fernhin verhallt ihr Singen . . .
Vorm Tor . . . auf schwarzem Hengst . . . der Tod
Grüßt lächelnd Reiter, Helm’ und Klingen.

Krieg ist . . . Von Friedrich W. Wagner.

Krieg ist . . .
Geigen und Flöten schweigen.
Verstummt sind Tanz und Reigen.

Fanfarenrufe steigen.
Krieg ist . . .
Wir wollen uns betend neigen.

Krieg ist . . .
Die Erde bäumt sich in Wehen.
Tausend Städte vergehen.

Tausend Leben verwehen.
Krieg ist . . .
Wir wollen Gott anflehen.



Mit den Hiebsreihen verbundenen Armen vom Dunaice bis Zomborg: VII. Eine österreichungarische Husarenabteilung bei der Verfolgung der nach der Niederlage am San fluchtartig zurückgehenden Russen in der Vorhut von den Russen geführten galizischen Ustschak Nienowice am 27. Mai.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Militärischen Zeitung“ Richard Assmann, der den großen Durchbruchschlachten in Galizien von Anfang an beigewohnt hat.

Kriegschronik.

13. August 1915.

In den Argonnen wurden mehrere französische Angriffe auf das von uns genommene Martinswerk abgeschlagen. Die Angreifstruppen gegen Rowno machten Fortschritte. Am Dawina-Abchnitt wiederholten die Russen ihre Angriffe ohne jeden Erfolg. Zwischen Narew und Bug ging es weiter vorwärts. Die Armee des Generals v. Scholz machte gestern 900 Gefangene, erbeutete 3 Geschütze und 2 Maschinengewehre. Bei der Armee des Generals v. Gallwitz wurden seit dem 10. August 6550 Russen, darunter 18 Offiziere, gefangen genommen und 9 Maschinengewehre und 1 Bionierdepot erbeutet.

Die in Gewaltmärschen verfolgenden Truppen des Generalfeldmarschalls Prinzgen Leopold von Bayern haben kämpfend die Gegend von Sotolow und — nachdem die Stadt Sieblec gestern genommen war — den Wicze-Abchnitt (südlich von Mordy) erreicht. Die verbündeten Truppen des Generalfeldmarschalls v. Macdonen sind auf der ganzen Front in voller Verfolgung.

Die nördlich des unteren Wieprez vordringenden österreichisch-ungarischen Truppen sind bis Radzyn gelangt.

Unsere Marineluftschiffe haben in der Nacht vom 12. zum 13. August ihre Angriffe auf die englische Dittake erneuert und hierbei die militärischen Anlagen von Harwich mit gutem Erfolg beworfen.

Das österreichisch-ungarische Unterseeboot „XII“ wurde laut amtlicher italienischer Meldung mit der ganzen Benennung versenkt. Am 10. August ist ein feindliches Unterseeboot im Golf von Triest durch eine Mine vernichtet worden. Von der Besatzung konnte niemand gerettet werden.

14. August 1915.

In den Argonnen wurden im „Martinswerk“ neue Fortschritte gemacht. Die Zahl der Gefangenen stieg auf 4 Offiziere und 240 Mann.

Vor Rowno nahmen unsere Angreifstruppen den befestigten Wald von Dominanta. Zwischen Narew und Bug erreichten unsere Armeen in scharfem Nachdrängen

den Elina- und Nurzec-Abchnitt. Im Norden von Rowno-Georgiewsk wurde eine starke Fortstellung erstürmt. 9 Offiziere und 1800 Mann nebst 4 Maschinengewehren fielen in unsere Hände. Verbündete Truppen nähern sich dem Bug nordöstlich von Sotolow.

Feindliche Angriffe im Tiroler Grenzgebiet, an der Jedaja-Stellung und an der Bopana-Linie (südlich Schludbach), im Görzischen, am Monte dei Sei Busi und auf den Höhen östlich Montefalcone wurden abgewiesen.



Zur Huldbigungsfahrt der ungarischen und kroatischen Würdenträger zu Kaiser Franz Joseph nach Schönbrunn am 2. September: Der Oberbürgermeister von Budapest Dr. Stefan v. Barczy (1) und der Budapester Stadtrepräsentant Dr. Brody (3) mit dem österreichischen Landesverteidigungsminister Baron v. Schönau (2) während des Besuchs in Wien. (Phot. G. Seebald, Wien.)

15. August 1915.

In den Argonnen wurde das „Martinswerk“ ausgebaut. Die mehrfache Beschädigung der Stadt Münster im Festungsbereich beantworteten wir mit einer Beschädigung des Eisenbahnhofs von St. Die.

Die Divisionen des Erzherzogs Joseph Ferdinand gewannen unter Kämpfen den Raum südlich und südwestlich von Biala, überbrückten in der Nacht die Krzna und überschritten sie heute früh. Die Truppen des Generals v. Kóvess drängten den Gegner über die obere Kistawka zurück.

durchschritten, der russische Widerstand östlich von Lofice durch den Angriff schlesischer Landwehr gebrochen. Biala und Slawatysze sind durchschritten. Östlich von Wlodawa dringen unsere Truppen auf das Ostufer des Bug vor.

Die Divisionen des Erzherzogs Joseph Ferdinand gewannen unter Kämpfen den Raum südlich und südwestlich von Biala, überbrückten in der Nacht die Krzna und überschritten sie heute früh. Die Truppen des Generals v. Kóvess drängten den Gegner über die obere Kistawka zurück.

Ein russischer Ausfall aus

Rowno wurde zurückgeschlagen, 1000 Gefangene fielen in unsere Hände. Der Nurzec-Übergang wurde von unseren Truppen erzwungen. Die Armee des Generals v. Scholz machte gestern über 1000 Gefangene, die Armee des Generals v. Gallwitz nahm 3550 Russen gefangen (darunter 14 Offiziere) und erbeutete 10 Maschinengewehre. Der Ring um Rowno-Georgiewsk schließt sich enger. Im Laufe des Tages gelang es, die feindlichen Stellungen bei und nördlich von Lofice und halbwegs zwischen Lofice und Mien-

drzyrzec zu durchbrechen. Der Gegner weicht. Allein die Truppen des Generalobersten v. Woytsch machten vom 8. bis zum 14. August 4000 Gefangene, darunter 22 Offiziere, und erbeuteten 9 Maschinengewehre.

Im Abschnitt von Tolmein bis zum Rn setzte gestern früh nach starker Artillerievorbereitung ein Angriff beträchtlicher feindlicher Kräfte ein, der allenthalben abgewiesen wurde. Ein um Mitternacht unternommener Angriff gegen die österreichisch-ungarische Stellung am Kleinen Pal brach vollständig zusammen. Im Tiroler Grenzgebiet wurden mehrere italienische Angriffe abgewiesen.

16. August 1915.

Nördlich von Ammerzweiler (nordöstlich von Danneberg) brach ein französischer Teilangriff vor unseren Hindernissen im Feuer zusammen.

Der mit dem Nurzec-Übergang angebahnte Durchbruch der russischen Stellungen gelang in vollem Umfange. Der Gegner weicht aus seinen Stellungen von Narew bis zum Bug. Unsere verfolgenden Truppen erreichten die Höhe von Branisl. Über 5000 Gefangene fielen in unsere Hand. Der Übergang des Bug westlich von Drohysyn wurde erzwungen. Lofice und Mien-

drzyrzec durchschritten, der russische Widerstand östlich von Lofice durch den Angriff schlesischer Landwehr gebrochen. Biala und Slawatysze sind durchschritten. Östlich von Wlodawa dringen unsere Truppen auf das Ostufer des Bug vor.

Die Divisionen des Erzherzogs Joseph Ferdinand gewannen unter Kämpfen den Raum südlich und südwestlich von Biala, überbrückten in der Nacht die Krzna und überschritten sie heute früh. Die Truppen des Generals v. Kóvess drängten den Gegner über die obere Kistawka zurück.

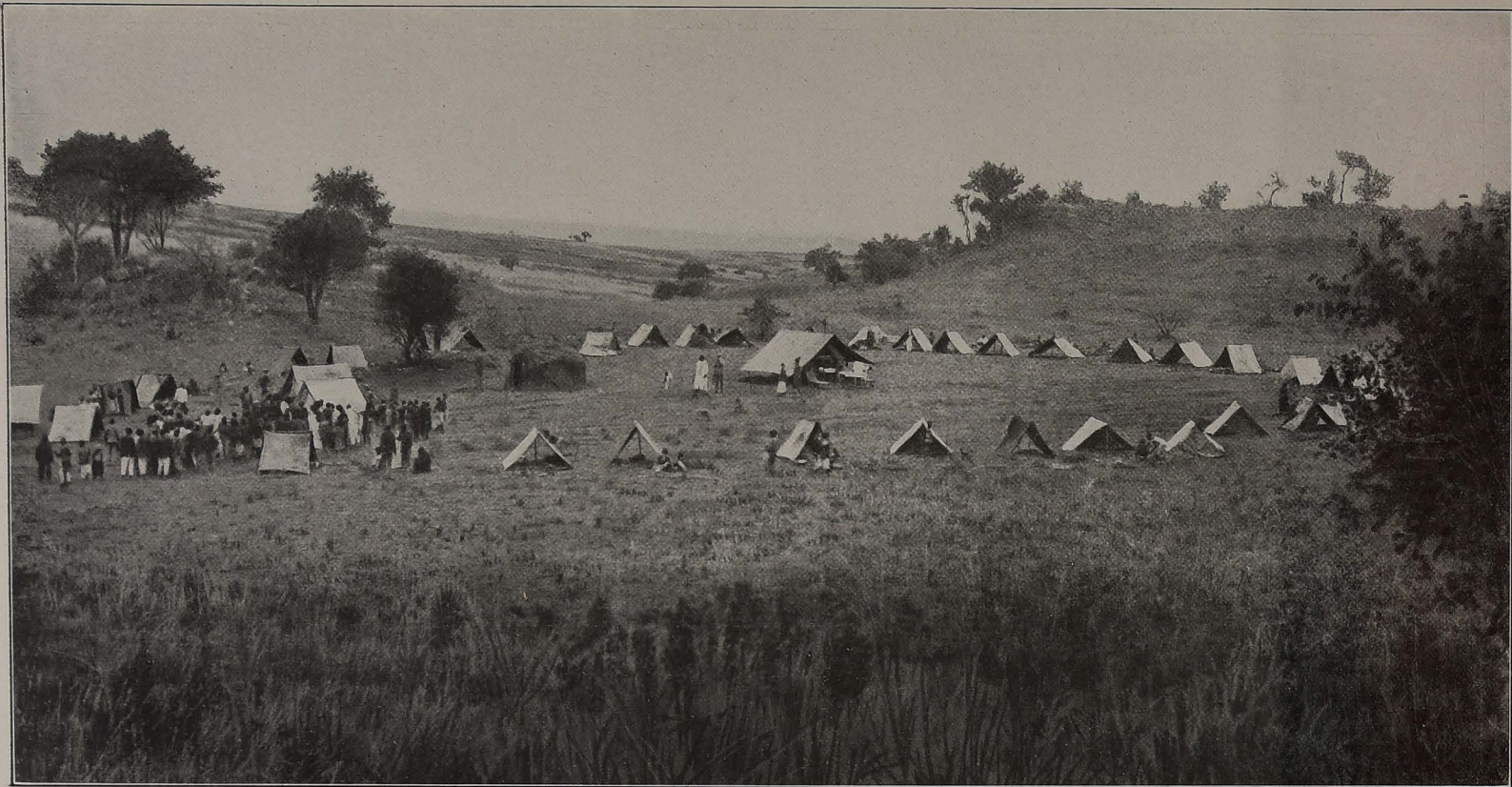
Ein russischer Ausfall aus



Die Feier des 85. Geburtstags des Kaisers Franz Joseph in Triest am 18. August: Aufstellung der Knabenhorte auf dem Großen Platz (Piazza grande). (Phot. G. Seebald, Wien.)



Aus den Kämpfen in Rußisch-Polen: Österreichisch-ungarische Artillerie bringt in Jarnowiec Geschütze in Stellung. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ M. Gaulé.



Ein Zeltlager der Askari.

Deutsch-Ostafrika im Weltkrieg. I.

Die Kriegserklärungen Frankreichs, Russlands und Englands haben in unserer Kolonie nichts weniger als bange, kleinliche Sorgen ausgelöst. Jeder war sich gewiß des Endes der Situation bewußt, jeder kannte vor allem aus langjähriger unmittelbarer Nachbarschaft den politischen und wirtschaftlichen Geist Englands. Man wußte, England würde nicht bis zur Entscheidung in Europa warten, um das Schutzgebiet anzugreifen, man wußte auch, der Krieg würde nicht in wenigen Monaten beendet sein, und unsere Truppe würde Kämpfe zu bestehen haben, für die sie eigentlich nicht gerüstet sei. Und trotzdem keine Spur von Zögern und Zagen. Vom ersten Augenblick an setzte eine zähe und zielbewußte organisierte Arbeit ein, getragen von der gleichen Umsicht und Gründlichkeit, die uns hier zu Hause zu so gewaltigen Leistungen befähigt hat. Wer Soldat gewesen war, folgte seiner Pflicht, alle anderen formierten sich als Kriegsfreiwillige zu Schützenkompanien und wurden auf diese Weise dem militärischen Verbande eingegliedert. Diese weltweite Reife, diesen Geist eines Volkes in Waffen muß man sich besonders vor Augen halten. Nur dann kann man verstehen, wie es möglich gewesen ist, daß die Kolonie mit ihren geringen Hilfsmitteln so gewaltige Heldenthaten vollbringen konnte, daß sie heute noch unangefastet in ihrem Bestande da steht.

Wie das Mutterland von allen Seiten von Feinden umgeben, hat das Schutzgebiet sich nicht nur auf die Verteidigung beschränkt, sondern überall eine starke Offensive getragen und überall den Gegnern wichtige deutsche Siege verleiht. Man kann von sieben gesonderten Kriegsschauplätzen, wenn man so sagen darf, sprechen, auf denen sich die Kämpfe, bald gleichzeitig, bald nacheinander, zum Teil in innerem Zusammenhang zueinander, abgespielt haben. Teilweise stellen sie auch Versuche dar, die unsere Feinde immer wieder nach einem mißlungenen Angriff

gemacht haben, um an anderer Stelle einen Einbruch in deutsches Gebiet zu erzwingen; bis heute immer vergeblich.

1. Die Kämpfe an der Küste.

Nachdem am 5. August auch die Kriegserklärung Englands bekannt geworden war, wurde der letzte Optimist,

nach Hissen einer weißen Flagge fand eine parlamentarische Verhandlung statt, auf Grund deren der Zunftentwurf von uns nach Entfernung aller wertvollen Bestandteile niedergelegt wurde. Im übrigen wurde weder Daresalam noch Tanga, wo englische Kreuzer am 17. August erschienen, von den Engländern besetzt. Die Daresalamer Hafen einfahrt wurde durch Verfertigung des Docks und des kleinen Vermessungsschiffes „Möwe“ unserer Marine von uns gesperrt. Trotzdem erklärten die Engländer die in Daresalam liegenden Handelsschiffe ebenso wie später die in Tanga liegenden als Beute. Eine Verwertung und Abtransport war aber ausgeschlossen. Die englische Erklärung hatte nur formelle Bedeutung. Am 23. August wurde die Küstentadt Bagamoyo, die ebenfalls völlig offen war, von den Engländern mit 30 Granaten belegt. Der Zoll wurde schwer, das Bezirksamtgebäude leicht beschädigt, Verluste an Menschenleben waren nicht zu beklagen. Ihren schmerzhaften Zweck, das Kabel Bagamoyo-Sansibar in ihre Gewalt zu bekommen, erreichten die Engländer jedoch nicht. Nachdem sie am 25. August und am 8. September nochmals in Daresalam und Tanga gewesen waren, wo sie fünf Leichter und einen Schlepper beschlagnahmten und weggeführt hatten, obwohl ihnen gar kein Widerstand geleistet wurde, war der erste Abschnitt ihrer kriegerischen Unternehmungen der Engländer zur See, welche die ersten zwei-einhalb Monate des Krieges umfaßten, ge-wissenmaßen zu Ende. Inzwischen waren nämlich die Vorbereitungen unserer Schutztruppe so weit gediehen, daß ein kraftvoller Vorstoß an der Küste entlang von Tanga aus nach Mombassa, der größten eng-



Karte von Deutsch-Ostafrika.

lischen Küstentadt und dem Ausgangspunkt der Uganda-Bahn, gemacht werden konnte. Am 30. August fanden bei Jassini, unmittelbar an der deutsch-englischen Grenze, die ersten Patrouillengefechte statt. Der englische Posten Wanga, der dicht dabei liegt, wurde genommen und zerstört und viel Lebensmittel, vor allem Reis, erbeutet. Ende September bis Anfang Oktober, etwa vom 22. September bis

7. Oktober, fanden mehrere schwere, aber für uns durchweg erfolgreiche Angriffe deutscher Truppen statt, die bis Mombassa, einem Fort dicht bei Mombassa, sich erstreckten. Führer des Detachements waren Hauptmann Baumstark, v. Böhmen und Oberleutnant (1. Referent) Methner. Nach schwerem Kampf wurde das Lager Majorini genommen und der Gegner unter erheblichen Verlusten zurückgeworfen. Die Beute waren 2 Kanonen, viel Gewehre und Kriegsmaterial. Durch eine Brandmine verloren wir einen Europäer. Geheirat Methner wurde schwer verwundet. Da an eine Besetzung des auf einer Insel liegenden Mombassa nicht gedacht werden konnte, zog sich das Detachement Anfang Oktober wieder zurück, nachdem bei Ngazi zwischen gelandete Truppe überlegene feindliche Truppen unter denen sich namentlich viele Marinemannschaften befanden, in schwerem siebenstündigen Gefecht erneut zurückgeworfen waren. Der von Mombassa her geplant gewesene Vormarsch des Gegners war endgültig aufgehalten. Über ein Monat verstrich, ehe er nach sorgfältigster Vorbereitung erneut einen neuen Angriff ver suchte. Am 2. November vormittags erschienen die Engländer mit zwei Kriegsschiffen und 14 Transportdampfern vor Tanga und verlangten bedingungslos Übergabe der Stadt. Als sie verweigert wurde, fuhren sie ab, kehrten aber in der Nacht zurück und landeten am äußersten Punkt bei dem Kap Ras Kazone ihre Truppen. Es waren insgesamt etwa 8000 Mann und bestanden aus 8 Kompanien des North-Lancashire-Regiments, 8 indischen Regimentern und Marinemannschaften. Über wir waren gerüstet. Obwohl die Kriegsschiffe mit ihren großen Geschützen in den Kampf eingriffen, wurde die gewaltige Übermacht durch unsere zunächst sehr schwachen Truppen an der äußersten Spitze der vorspringenden Halbinsel festgehalten. Schleunigst wurden noch Verstärkungen herbeigezogen, und bald tobte ein verzweifelter Kampf, den der Kommandeur der Schutztruppen, Oberleutnant v. Lettow-Vorbeck, leitete. Den 8000 Mann feindlicher Truppen standen nur etwa 750 farbige Askari und 250 Europäer gegenüber. Bis zum 5. wurde fast ununterbrochen gekämpft, wobei uns zweifellos die genaue Geländekenntnis und die treue Ergebenheit der farbigen Bevölkerung wesentlich Dienste geleistet hat. Die Verluste der Feinde waren, an der Zahl der Angreifer gemessen, wahrhaft ungeheuerlich. Es sind wohl nahezu 7-800 Europäer und Indier gefallen und eine große Zahl verwundet. Am 5. zog sich der Feind völlig geschlagen zurück, nachdem auch ein englisches Transportschiff durch zwei Schüsse in Brand und led geschossen war. Auch der Kreuzer „Fox“ erhielt einen Treffer und flüchtete auf die Küstentree. Die Verluste der Schutztruppe und aller übrigen Kämpfer, die, wie die Verlustliste ergibt, aus Infanterie und Pionieren der Nordbezirke sowie der Tangaer Polizeitruppe sich zusammensetzt, zu danken. Auch der Kaiser hat dem in einem besonderen Telegramm Ausdruck gegeben und den wackeren Verteidigern Tangas seinen Kaiserlichen Dank ausgesprochen. In der Presse ist mit einer gewissen Hartnäckigkeit betont worden, die Deutschen hätten ihren Erfolg bei Tanga u. a. der geschickten Benutzung von Bienenstöcken zu danken, deren schlüpfelige Insekten sie auf die englischen Truppen losgelassen hätten. Ich glaube an eine solche Kriegstaktik, die die Unfern wirklich nicht nötig hatten, nicht. Viel natürlicher ist folgende Erklärung. Der englische Angriff erfolgte durch die Pflanzung der Ostafrika-Kompanie (Pflanzung Moeh), in der sich, wie in allen Kaufschuttpflanzungen, zahlreiche wilde Bienenstöcke, die den süßen Kaufschuttfrost und die honigreichen Blüten des Manihot sehr lieben, angesiedelt hatten. Die afrikanische Biene ist sehr empfindlich und launisch. Schon geringe Beunruhigungen, leiseste Erschütterungen oder dergleichen lassen sie in großer Wut über den Störenfried herfallen. In dem Zorn des Kampfes werden sie durch das Pfeifen der Gewehr-tügel und durch die Zertummelung ihrer Wohnstätten bald sehr erregt geworden sein und sich auf die Stören-riebe gestürzt haben. Wer einmal von Bienen überfallen

worden ist, was jeder Afrikaner wohl erlebt hat, weiß, daß dies allerdings ein Unheil ist, gegen das es nur ein Mittel gibt — schleunigst, wildeste Flucht. Unsere Truppen werden sich wohl — ein genauer Gefechtsbericht liegt leider noch nicht vor — jenseits des tiefen Bahneinschnitts, der Ras Kazone von der eigentlichen Stadt trennt und nur auf zwei kleinen Brücken übersetzbar ist, festgesetzt haben, so daß die Hauptangriffe der wild gewordenen Bienen allerdings vermutlich die Engländer getragen haben. Die Kämpfe gerade um den Bahneinschnitt müssen besonders hartnäckig gewesen sein, denn auf dem

7. Oktober, fanden mehrere schwere, aber für uns durchweg erfolgreiche Angriffe deutscher Truppen statt, die bis Mombassa, einem Fort dicht bei Mombassa, sich erstreckten. Führer des Detachements waren Hauptmann Baumstark, v. Böhmen und Oberleutnant (1. Referent) Methner. Nach schwerem Kampf wurde das Lager Majorini genommen und der Gegner unter erheblichen Verlusten zurückgeworfen. Die Beute waren 2 Kanonen, viel Gewehre und Kriegsmaterial. Durch eine Brandmine verloren wir einen Europäer. Geheirat Methner wurde schwer verwundet. Da an eine Besetzung des auf einer Insel liegenden Mombassa nicht gedacht werden konnte, zog sich das Detachement Anfang Oktober wieder zurück, nachdem bei Ngazi zwischen gelandete Truppe überlegene feindliche Truppen unter denen sich namentlich viele Marinemannschaften befanden, in schwerem siebenstündigen Gefecht erneut zurückgeworfen waren. Der von Mombassa her geplant gewesene Vormarsch des Gegners war endgültig aufgehalten. Über ein Monat verstrich, ehe er nach sorgfältigster Vorbereitung erneut einen neuen Angriff ver suchte. Am 2. November vormittags erschienen die Engländer mit zwei Kriegsschiffen und 14 Transportdampfern vor Tanga und verlangten bedingungslos Übergabe der Stadt. Als sie verweigert wurde, fuhren sie ab, kehrten aber in der Nacht zurück und landeten am äußersten Punkt bei dem Kap Ras Kazone ihre Truppen. Es waren insgesamt etwa 8000 Mann und bestanden aus 8 Kompanien des North-Lancashire-Regiments, 8 indischen Regimentern und Marinemannschaften. Über wir waren gerüstet. Obwohl die Kriegsschiffe mit ihren großen Geschützen in den Kampf eingriffen, wurde die gewaltige Übermacht durch unsere zunächst sehr schwachen Truppen an der äußersten Spitze der vorspringenden Halbinsel festgehalten. Schleunigst wurden noch Verstärkungen herbeigezogen, und bald tobte ein verzweifelter Kampf, den der Kommandeur der Schutztruppen, Oberleutnant v. Lettow-Vorbeck, leitete. Den 8000 Mann feindlicher Truppen standen nur etwa 750 farbige Askari und 250 Europäer gegenüber. Bis zum 5. wurde fast ununterbrochen gekämpft, wobei uns zweifellos die genaue Geländekenntnis und die treue Ergebenheit der farbigen Bevölkerung wesentlich Dienste geleistet hat. Die Verluste der Feinde waren, an der Zahl der Angreifer gemessen, wahrhaft ungeheuerlich. Es sind wohl nahezu 7-800 Euro-päer und Indier gefallen und eine große Zahl verwundet. Am 5. zog sich der Feind völlig geschlagen zurück, nachdem auch ein englisches Transportschiff durch zwei Schüsse in Brand und led geschossen war. Auch der Kreuzer „Fox“ erhielt einen Treffer und flüchtete auf die Küstentree. Die Verluste der Schutztruppe und aller übrigen Kämpfer, die, wie die Verlustliste ergibt, aus Infanterie und Pionieren der Nordbezirke sowie der Tangaer Polizeitruppe sich zusammensetzt, zu danken. Auch der Kaiser hat dem in einem besonderen Telegramm Ausdruck gegeben und den wackeren Verteidigern Tangas seinen Kaiserlichen Dank ausgesprochen. In der Presse ist mit einer gewissen Hartnäckigkeit betont worden, die Deutschen hätten ihren Erfolg bei Tanga u. a. der geschickten Benutzung von Bienenstöcken zu danken, deren schlüpfelige Insekten sie auf die englischen Truppen losgelassen hätten. Ich glaube an eine solche Kriegstaktik, die die Unfern wirklich nicht nötig hatten, nicht. Viel natürlicher ist folgende Erklärung. Der englische Angriff erfolgte durch die Pflanzung der Ostafrika-Kompanie (Pflanzung Moeh), in der sich, wie in allen Kaufschuttpflanzungen, zahlreiche wilde Bienenstöcke, die den süßen Kaufschuttfrost und die honigreichen Blüten des Manihot sehr lieben, angesiedelt hatten. Die afrikanische Biene ist sehr empfindlich und launisch. Schon geringe Beunruhigungen, leiseste Erschütterungen oder dergleichen lassen sie in großer Wut über den Störenfried herfallen. In dem Zorn des Kampfes werden sie durch das Pfeifen der Gewehr-tügel und durch die Zertummelung ihrer Wohnstätten bald sehr erregt geworden sein und sich auf die Stören-riebe gestürzt haben. Wer einmal von Bienen überfallen



Die Boma Moichi am Kilimandjaro.

unmittelbar danebenliegenden Ngomaplaz wurden nachher allein 135 tote Engländer gezählt.

Nach der schweren Niederlage bei Tanga haben die Engländer bis zum Schluß des Monats November an der Küste zu keiner größeren feindlichen Handlung Lust verspürt. Die indischen Regimenter waren völlig gebrochen. Schon bei der Wiedereinführung sollen Meutereien vor-gekommen sein. Erst am 28. November wagten die Engländer von der sichern See aus eine erneute Beschießung von Daresalam mit ihren Kreuzern „Goliath“ und „Fox“. Dabei ließen sie sich einen großen Wortbruch zuschulden kommen. Zunächst hatte „Fox“ um ein Boot zu einer Besprechung signalisiert. Ein deutscher Parlamentär be-gab sich an Bord, verhandelte mit den Engländern und

Als daher eine dritte bewaffnete Flottille einlief, wurde auf sie das Feuer eröffnet, so daß sie schleunigst die Flucht ergriff. Ebenso gelang es leider den beiden anderen Flottilien, zu entkommen, nicht ohne daß sie die harmlos an Bord der Dampfer gebliebenen Besatzungen vorher gefangen genommen hatten und nun mißhandelten. Unter diesen Gefangenen, mit denen sich die Engländer später in ihrer heimischen Presse noch brühten, war auch eine Stewardess, welche freilich zwei Tage nachher wieder zu-rückgeschickt wurde.

Auch wir machten bei dieser Gelegenheit eine Anzahl Gefangene, die sich häuslich in dem Rauchzimmer des einen Schiffes niedergelassen hatten, darunter den Ersten Offizier des „Goliath“. Aus But über diesen nur durch Wortbruch er-möglichten mißlungenen Streich wurde dann Daresalam mit etwa 200 Granaten aus 30,5- und 15-cm-Geschützen beschossen. Eine ganze Anzahl Häuser wurden zerstört; leider blühten auch mehrere Askariweiber ihr Leben ein oder wurden verwundet. Charakteristisch ist, daß die Engländer diese Beschießung in ihren Berichten anscheinend auf einen späteren Tag ver-legt haben. Sie meldeten nämlich, erst am 15. De-zember habe die Beschießung Daresalams, und zwar zur Vergeltung für die Beschießung von Hartlepool, statt-gefunden. Sie hatten wohl die Empfindung, daß sie ihren groben Völlerrechtsbruch in dieser nackten Form selbst ihren Landsleuten nicht vorsetzen könnten, und es wurde ein bißchen gefälscht. Nach den amtlichen deutschen Berichten haben dagegen erst in der zweiten Dezemberhälfte sowie Ende Januar und Anfang Fe-bruar Beschießungen von deut-schen Küstenschiffen mit Alwa-Aschwani, Kilwa-Kiwini, Tanga und Moio sowie der Insel Kwahe, westlich von Mafia, stattgefunden. Des-halb diese völlig offenen und unverteidigten Städte gegen jedes Völlerrecht, meist sogar ohne jede vorher-gehende Warnung, mit den schweren Geschützen der eng-lischen Kreuzer beschossen worden sind, entspricht sich jeder Kenntnis. Fast muß man annehmen, daß nur die ohn-mächtige Wut die englischen Gentlemen zu einer der-artigen tapferen Handlung bestimmt hat. Die an-gerichteten Schäden sind freilich durchweg gering ge-wesen; Verluste von Menschenleben waren nicht zu be-lagen.

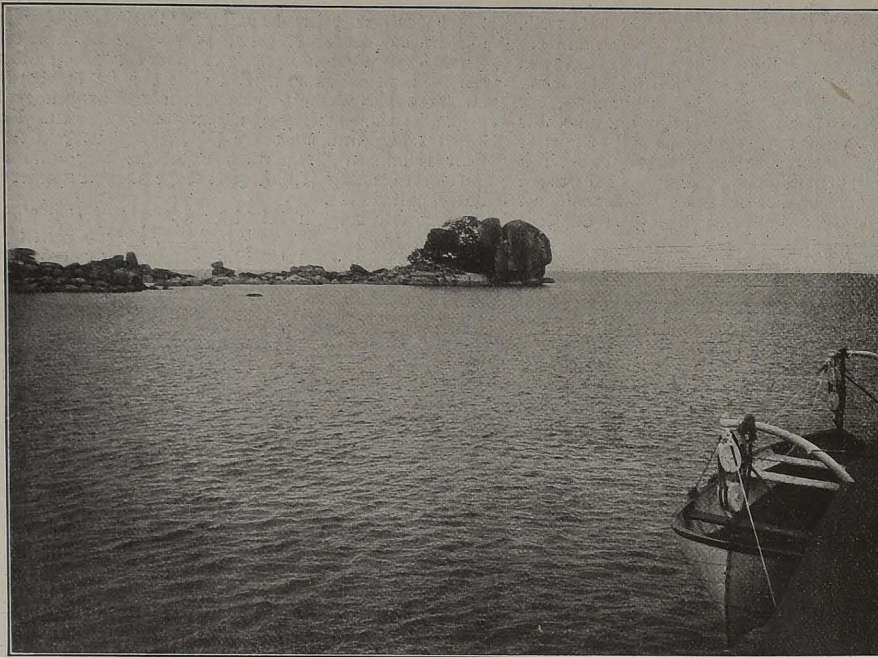
Auf dem Land haben die Engländer sich erst wieder Ende Dezember zu betätigen gewagt. Wir hatten den Grenz-punkt Jassini besetzt und von dort aus, gewissermaßen dem Brückenkopf des Umba-flusses, versuchten die Engländer vorzustoßen. Die Unigen waren aber auf der Hut. Nach kleinen Vorpostengefechten kam es am 18./19. Januar unmit-telbar bei Jassini zu einem schweren Kampf, der dem bei Tanga an Bedeutung kaum nachsteht. Nach dem amtlichen Bericht verlor der Feind 200 Tote. Außerdem wurden 4 Kom-panien von dem Gros der Feinde abgeschnitten und muß-ten sich gefangen ergeben. Viele Gewehre, 1 Maschinengewehr und vor allem reichliche Mu-nition wurde erbeutet. Auch bei diesem Kampf sind wir zweifellos in der Minderheit gewesen, und nur der helden-mütigen Tapferkeit der Unigen ist der volle Sieg zu verdanken. Wie schwer der Kampf war, geht aus den Verlusten hervor, die bei uns leider viel größer waren als in der dreitägigen Schlacht bei Tanga, wo wir insgesamt nur 15 Europäer und 35 Askari verloren hatten. Eine verhältnismäßig große Anzahl Offiziere der Schutztruppe wur-den verwundet oder fielen; un-ter diesen auch Major Repler, dessen Heldentod wohl allge-mein am tiefsten bedauert wird. In dieser zweitägigen Schlacht bei Jassini stand unsere Truppe wieder unter dem Befehl des Oberleutnants v. Lettow-Vor-



Schießübung der Askari. Links: Major v. Langemann-Steinkeller (verwundet beim Angriff auf Karonga), rechts: Feld-weibel Graumann (gefallen beim Angriff auf Karonga).

gestaltete ihnen schließlich, mit einer unbewaffneten Flottille in den Hafen einzulaufen und die dabeistehenden, früher bereits beschlagnahmten Handelsschiffe auf ihre Manövrierfähigkeit hin zu prüfen. Statt der einen unbewaffneten Flottille erschienen aber zwei, und nicht unbewaffnet, sondern mit Maschinengewehren und Mannschaften besetzt, die sofort an Bord der Reichspostdampfer „König“ und „Feldmarschall“ sowie des Gouvernementsdampfers „Kaiser Wilhelm“ ausgeschickt wurden und dort Sprengungen der Kessel und Maschinen vornahmen. Natürlich wurde eine der-artige „Besichtigung“ freiwillig nie gestattet worden sein.

Seit jener neuen Niederlage haben die Engländer anscheinend bis heute zu Land an der Küste nichts wieder unternommen; selbst die englischen Zeitungen, die gewiß jeden keinen Erfolg in maßloser Übertreibung ausposaunt haben würden, melden nichts Derartiges. Zugabegeben muß werden, daß die Engländer in Tanga wie bei Jassini in den dichten Mangroven-Simpfen große örtliche Schwierigkeiten zu überwinden hatten; aber auch wir werden durch sie stark behindert worden sein. Daß wir ihrer Herr geworden sind, verdient besondere Anerkennung und Bewunderung.



Sphinxhafen am Mafsa-See.

Als Unternehmen von der See aus ist noch die Besetzung der Insel Mafia, die am 12. Januar stattfand, zu erwähnen. Nachdem die Insel bereits am 31. Oktober ein Bombardement über sich hatte ergehen lassen müssen, machten die Engländer an dem benannten Januartag, natürlich auch mit großer Übermacht, einen Landungsversuch bei Ras-Kizmani. Der Gouvernementssekretär und Leutnant der Reserve Schiller stellte sich dem Feind mit seinem Duzend Askari entgegen, wurde aber von der Übermacht zurückgeworfen und dabei leider schwer verletzt. Nach weiteren Verlusten sah sich die tapfere kleine Schar, über die ein Unteroffizier den Befehl übernommen hatte, genötigt, sich zu ergeben, Mafia wurde besetzt.

Mit dem 1. März verhängen schließlich noch die Engländer über die ganze Küste von Deutsch-Ostafrika die Blockade. Besondere Bedeutung hat diese formelle amtliche Erklärung natürlich nicht. Zufällig war die Küste durch die englischen Kreuzer von Anfang an für jede Ein- und Ausfuhr in größerem Maßstab gesperrt. Die Engländer hatten aber jetzt auch Anlaß, auf Einbauten und kleine Segelfahrzeuge der Eingeborenen zu schließen, wenn sie sich nur im Bereiche der Schiffstankonen zeigten. Es ist nicht weiter verwunderlich, daß sie, die sich im ehelichen Kampf jedesmal blutige Köpfe geholt hatten, hiervon Gebrauch machten, wo sie nur konnten, und selbst harmlose Fischerboote der Neger beschossen.

2. Der Kampf der „Königsberg“.

Gesondert von den allgemeinen Kämpfen im Küstengebiet unserer Kolonie muß die Tätigkeit des Stationskreuzers S. M. S. „Königsberg“ und seine Kämpfe mit den Engländern betrachtet werden. Als der Krieg ausbrach, befand er sich außerhalb der Schutzgebietszone. Nur das kleine Vermessungsschiff „Möwe“ lag bei Dar-es-Salaam, da

es aber ohne jeden Gefechtswert war, wurde es abgerüstet und zur Sperrung der Hafeneinfahrt neben dem Schwimmbad versenkt. S. M. S. „Königsberg“ war natürlich alsbald vom Kriegsausbruch unterrichtet und unternahm auf der Rückkehr zu seiner ostafrikanischen Station sehr erfolgreiche Raperfahrten, die sich der Tätigkeit unserer übrigen kleinen Auslandskreuzer würdig an die Seite stellen.

Niemand wußte, wo sie war. Da erschien sie am 20. September unvermutet vor Zanzibar und versenkte dort den englischen Kreuzer „Begaus“, dem es nicht gelang, auch nur einen Treffer auf die „Königsberg“ zu erzielen. Außerdem wurden noch die Frontenanlage und andere militärische Gebäude Zanzibars beschossen und schwer beschädigt. Dann dampfte er wieder auf die hohe See. Inzwischen hatten die Engländer nicht weniger als drei Kreuzer von 5300–13100 Tonnen gegen die „Königsberg“ aufgeboden, deren einem es gelang, am 20. Oktober die „Königsberg“ vor der Rufidjümmündung zu entdecken. Die „Königsberg“ lief in die Mündung ein, die daraufhin von den Engländern blockiert wurde. Seitdem haben die Engländer häufig im November und Dezember und nach einigen Unterbrechungen noch einmal im Februar versucht, den Kreuzer unschädlich zu machen, aber ohne jeden Erfolg. Die Einfahrt, namentlich die sogenannte Simba-Uranga-Mündung war freilich gesperrt, nachdem die Engländer dort zwei Kohlendampfer versenkt hatten. Im übrigen war aber alle Mühe umsonst. Große Hoffnung hatten wohl die Engländer, als sie vom 22. November ab über zwei Wasserflugzeuge verfügten; aber die Freude dauerte nicht lange. Schon am 10. Dezember waren beide vernichtet. Einen größeren Versuch stellt der am 6. Februar unternommene dar, der darauf hinauslief, die Einfahrt in die Mündung zu forcieren, um auf diese Weise die gut versteckte „Königsberg“ einmal direkt unter Feuer nehmen zu können. Auch dieses Unternehmen war aber ein völliger Mißerfolg. Trotz gleichzeitigem starken Bombardement durch den englischen Kreuzer „Synclair“ gelang es sogar der tapferen Besatzung der „Königsberg“, den Engländern von kleineren Küstendampfern „Adjutant“, mit dem sie diesen Versuch unternahmen, mit der ganzen Besatzung, 6 Geschützen und reichlicher Munition zu nehmen. Den „Adjutant“, ein kleines, flachgehendes deutsches Küstenschiff, hatten die Engländer, die Hüter des Völkerechts und die Beschützer der Neutralität

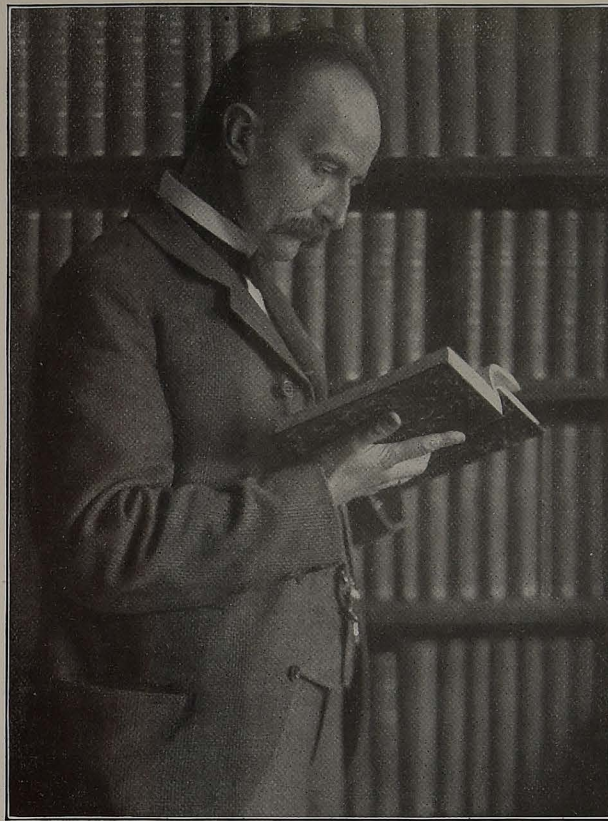


Das Regierungsgebäude in Mwaja am Mafsa-See.

kleiner Staaten, bei Ausbruch des Krieges gegen jedes Völkerecht in portugiesischen Gewässern beschlagnahmt. Jetzt fiel er, zum Hilfskreuzer umgewandelt, wieder in unsere Hände. Endlich Anfang Juli soll es nach englischen Meldungen gelungen sein, die „Königsberg“ unschädlich zu machen. Der Bericht der englischen Admiralität hierüber lautet: „Nachdem durch Flugzeuge festgestellt war, wo die „Königsberg“ lag, führen die Monitore „Mersey“ und „Severn“ am 4. Juli den Fluß hinauf und eröffneten das Feuer. „Königsberg“ antwortete schnell und genau aus fünf Geschützen. „Mersey“ wurde zweimal getroffen, und dabei wurden vier Mann von einer Granate getötet. Der Kreuzer „Königsberg“ wurde bei Gefechtsbeginn fünfmal getroffen. Bei seiner Lage mitten zwischen dichtem Gehölz war es für die Flieger schwierig, den Sitz der Schüsse festzustellen. Als sie sechs Stunden später meldeten, daß die Masten noch aufrecht ständen, wurde eine Salve abgefeuert, durch deren Wirkung das Schiff zwischen den Masten in Brand geriet. Der Kreuzer feuerte in Zwischenräumen weiter, stellte jedoch schließlich das Feuer ein, entweder weil seine Geschütze unbrauchbar geworden waren, oder wegen Munitionsmangels. Obwohl der Kreuzer nicht ganz vernichtet war, schien er doch für immer außer Gefecht gesetzt.“ Am 11. Juli soll dann nach weiteren englischen Berichten die „Königsberg“ mit Unterstützung der Kreuzer „Weymouth“ und „Mioneer“ völlig zusammengebrochen sein. Eine amtliche deutsche Bestätigung dieses schmerzlichen Verlustes liegt noch nicht vor; von einer Gefangennahme der Mannschaft meldet auch Reuter nichts; man darf also annehmen, daß sie rechtzeitig an Land gegangen ist und anderweit Verwendung gefunden hat.



Bild auf den Mafsa-See. Im Vordergrund Major v. Langemann-Steinfeller.



Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Max Planck, Direktor des Instituts für theoretische Physik an der Universität Berlin. (Phot. H. Dührkoop, Berlin.)

Der große Weltkrieg und die Ukrainer.

Von Hofrat Alexander Barwinskyj, Prag.

Der große Weltkrieg, der bereits über ein Jahr den ganzen Erdball in der größten Spannung hält, wird ohne Zweifel bedeutende Änderungen in der politischen Karte Europas herbeiführen. Er hat auch die Unruhmacht der politischen und diplomatischen Kreise auf manche in Westeuropa wenig bekannte oder vergessene Volksstämme gelenkt, die bei der Neugestaltung der europäischen Staatenverhältnisse in Betracht kommen könnten. Zu diesen dürfen die Ukrainer, die man in Österreich-Ungarn als Ruthenen oder Russinen, in Rußland als Klein- oder Südrussen bezeichnet, gerechnet werden. Sonstbarerweise sind über die Ukrainer bisher die verworrensten, auf falschen und tendenziösen Behauptungen beruhenden Anschauungen verbreitet worden, und erst in der neuesten Zeit ist man bestrebt, diesen Volksstamm näher kennenzulernen.

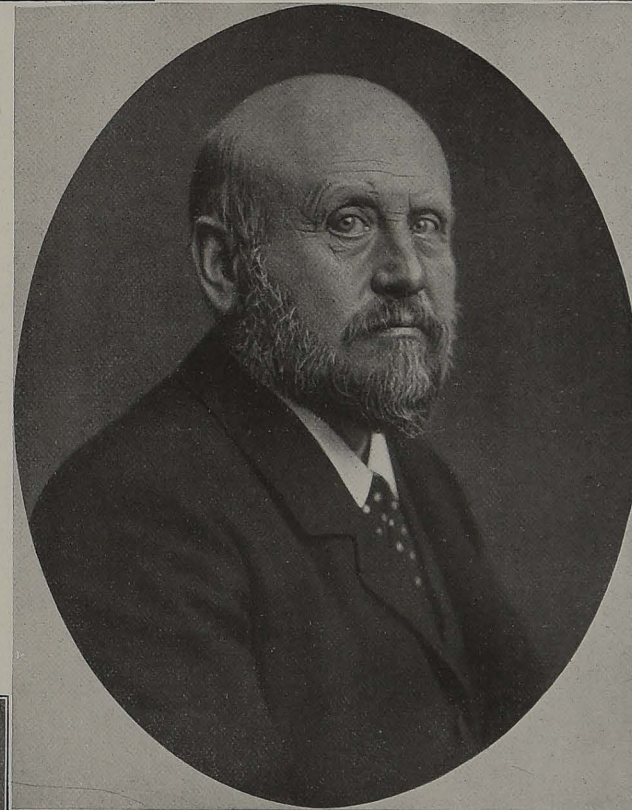
Die Ukrainer (dies ist der alte bis heute im Volksmunde und in der Volksdichtung erhaltene und jetzt allgemein auch in der europäischen Presse und Wissenschaft gebrauchte Name dieses Volks-

stammes) zählen rund 35 Millionen, sind demnach die fünfte unter den europäischen, die zweitgrößte unter den osteuropäischen und unter den slawischen Nationen. Sie bewohnen das reichste Gebiet in Rußland, nämlich das nördliche Hinterland des Schwarzen Meeres, das größte und fruchtbarste Getreideland mit bedeutenden Mineralschätzen, von den Gestaden dieses Meeres bis an das Waldumpfsgebiet des Polesje am Pripiet (rechtsseitigem Nebenfluß des Dnjestr) und bis zum Oberlauf der Desna (linksseitigem Nebenfluß des Dnjestr) im Norden. Im Osten reicht in Rußland das ukrainische Gebiet, welches 775 000 qkm beträgt, bis an den Donfluß und die kaspiische Wüstensteppe, im Südosten an die Kaukasusstette. Im Westen schließt es sich an das von Ukrainern bewohnte Gebiet in Österreich-Ungarn (85 000 qkm) an, wo ihre Wohnsitze in einem geschlossenen Ganzen über Ostgalizien, Südwestgalizien bis an den Pograd und die Tatra, über Nordost-Ungarn und Nordwest-Bukowina sich erstrecken. In Südrußland erreichen die Ukrainer eine Einwohnerzahl von rund 28, in Österreich-Ungarn 4,5 Millionen, außerdem aber sind etwa 2,5 Millionen zerstreut in verschiedenen Ansiedlungen des europäischen und asiatischen Rußlands, in den Vereinigten



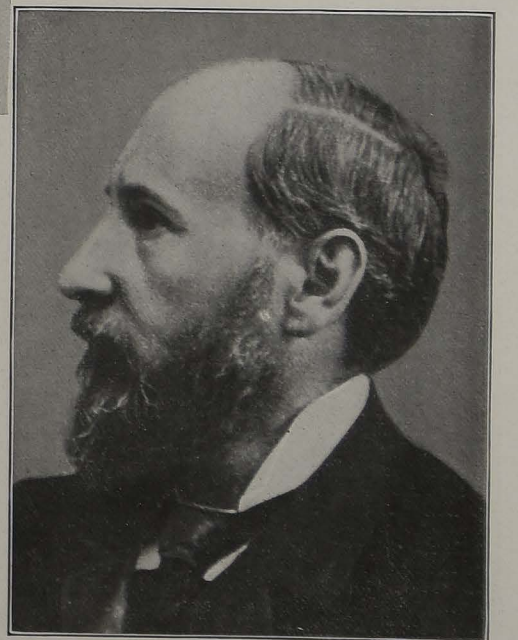
Professor Heinrich v. Ungeli, hervorragender Genre- und Porträtmaler in Wien. (Gefphot. W. Weiss, Wien.)

jahrhundertlange Unterdrückung, Gefangenschaft und Leibeigenschaft haben dem ukrainischen Volkstamm ein eigenartiges Gepräge gegeben. Die Ukrainer erscheinen daher melancholisch, verschlossen und misstrauisch, zeichnen sich durch tiefes und inniges religiöses Gefühl und Toleranz gegen Andersgläubige und andere Nationalitäten, hohe poetische Veranlagung, rege Phantasie, Sinn für Naturschönheiten, gefunden Menschenverstand und Empfänglichkeit für tiefere Gedanken und Gefühle aus. Die Bestrebungen der Gessellschaft und der Volksaufklärungsvereine haben besonders in den letzten Jahrzehnten in den ukrainischen Volksmassen in Österreich-Ungarn den Sinn für Kultur und Fortschritt, für Parlamentarismus und Nächstenliebe geweckt und das Nationalbewußtsein vertieft. In der russischen Ukraine werden aber alle Fortschritte der Ukrainer von der russischen Regierung niedergehalten und die national-kulturellen Bestrebungen brutal unterdrückt. Infolge der ausschließlichen Einführung der unverständlichen russischen Sprache in den Volksschulen (nicht einmal auf der Unterstufe darf man unbekannte russische Wörter ukrainisch erklären) sind die breiten Volksschichten dem Alphabetismus preisgegeben, und der Fortschritt im Wirtschaftsleben ist gehemmt, weil ukrainische Volksschichten als staatsgefährlich verboten sind. Trotzdem besitzt auch der Ukrainer in Rußland



Rgl. bayr. Geheimer Rat Professor Dr. Hugo Ritter v. Seeliger, Professor der Astronomie und Direktor der Königl. Sternwarte in München. (Gefphot. G. Müller, München.)

Staaten von Nordamerika, in Kanada und Brasilien. — Die Ukrainer sind ein selbständiger, von den Großrussen (Moskowiten) und den Polen verschiedener slawischer Volksstamm und gehören in anthropologischer Beziehung der adriatischen Rasse, die Polen dagegen der Weichselrasse an, während die Großrussen (Moskowiten) von einer starken Mischung mit finnischen und anderen orientalischen Elementen durchsetzt sind. Die ukrainische Sprache bildet einen besonderen linguistischen slawischen Typus, der die auf diesem weiten Gebiete auftretenden Mundarten zu einem sprachlichen Ganzen vereinigt. Durch den Einfluß der Zivilisation wurden in den oberen Volksschichten die früheren charakteristischen Merkmale mehr oder weniger verwischt, aber die breiten Volksschichten der Ukrainer, die Landleute und Kleinbürger, haben ihre ursprünglichen ethnographischen und nationalen Eigenheiten in Sitte, Tracht, Sprache, ja sogar im physischen Körperbau und in ihrer Sinnesart bis heute bewahrt. Die Ukrainer sind in ihrer Masse von hohem, schlanken Wuchs, kurzköpfig, mit dunklen Haaren und Augen, gerader und schmaler Nase und weisen äußerlich wenige anthropologische Ähnlichkeit mit den Polen und Moskowitern auf. Von Natur aus sind sie langsam und bedächtig, aber so ausdauernd, daß sie auch unter schwierigen Umständen das nötige Gleichgewicht zu behalten wissen. Allen trotz angeborener Gütmütigkeit und Sanftmut werden sie ungeduldig, wenn sie geirrt oder gereizt werden. Die traurige Vergangenheit,



Professor Dr. Santiago Ramón y Cajal, Professor der Histologie und pathologischen Anatomie an der Universität Madrid, Inhaber des Nobelpreises für Medizin vom Jahre 1906.

Neue Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste.



Gefangene Russen bei der Bearbeitung von Holzstämmen in einem Harzer Sägewerk.



Gefangene Russen in einem Harzer Sägewerk.

Die Verwendung von Kriegsgefangenen in der Industrie. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gezeichnet von A. Liebing.

eine eigene Volkskultur und steht hinsichtlich seiner Siedlungen, Bauten, Trachten und Lebensweise bedeutend höher als die russischen und polnischen Bauern.

Gastfreundschaft und Barmherzigkeit bilden von alters her ein charakteristisches Merkmal der Ukrainer. In jeder ukrainischen Bauernhütte findet der Fremde gastliche Aufnahme und einen gedeckten Tisch mit Brot und Salz. Ebenso findet auch der arme oder vom Unglück Betroffene jederzeit hilfreiche Unterstützung.

Bei aller Friedensliebe ist der Ukrainer ein tapferer und fahntreuer Soldat. Die ukrainischen Regimenter haben auf vielen Schlachtfeldern glänzende Beweise der Entschlossenheit und Aufopferungsfähigkeit geliefert, und in dem großen Weltkrieg haben sich ukrainische Regimenter, die in den Reihen der österreichisch-ungarischen und verbündeten reichsdeutschen Armee mit Todesverachtung kämpften, Lob und Anerkennung verdient. Den Tod fürs Vaterland stellt den Ukrainer im Volkslied einer Hochzeit gleich, und der auf dem Schlachtfeld sterbende Soldat gibt seiner Mutter Kunde durch den dahinschließenden grauen Harn.

„Sag der Mutter: dein Sohn in Diensten stand ... Hat durch den Dienst gewonnen eine Königsmaid; Eine Totengrube auf fahler Heide.“

Der vereinigten österreichisch-ungarischen Kronprinz Rudolf hat mit Recht, die Ukrainer ein altes Kulturvolk genannt. Bereits im Anfang des neunten Jahrhunderts haben die Ukrainer am mittleren Dniepr unter Mitwirkung standinavischer Söldnerscharen (Baräger) einen Staat, das Großfürstentum Ruß mit der Hauptstadt Kiew, begründet, der im zehnten Jahrhundert das Christentum von Konstantinopel angenommen, schon im zwölften Jahrhundert einen hervorragenden Platz in der europäischen Staatenwelt sich errungen hat und an Ausdehnung das größte Reich Europas war, welches über das heutige Mittel- und Südrußland und Ostgalizien, Bukowina und Moldau bis an den Unterlauf der Donau sich erstreckte und eine große Bedeutung für Handel und Kultur gewonnen hatte, so daß es hinter seinen westlichen Nachbarn nicht allzusehr zurückstand. Hierauf in Teilfürstentümer zergliedert und durch jahrhundertelange Kämpfe mit asiatischen Horden verwüstet, fielen die ukrainischen Fürstentümer, die eine Schutzmauer für Europa gegen die Mongoleneinfälle bildeten, unter die Herrschaft Litauens, in dem das Christentum und die ukrainische Kultur Eingang fanden, so daß Litauen und die litauische Fürstendynastie ukrainisiert wurde

und die altukrainische Sprache dort als Hof- und Amtssprache sich Geltung verschaffte. Durch die darauffolgende Vereinigung Litauens und der zu ihm gehörenden ukrainischen

zugunsten der polnischen zurückgedrängt, der ukrainische Adel dem Volke abwendig gemacht gab Anlaß zu langwierigen Kriegen mit dem trotz dieser Bedrückung und Tatarennot

gegründeten neuen demokratischen Staatsgebilde, dem ukrainischen Kosakenstaat, dessen Hetman Chmelnyzki (1648) das Polenreich siegreich bekämpfte und den vollständigen Abfall der Ukraine bewirkte, aber einen politischen Fehler beging, indem er die Ukraine im Perejaslawer Vertrag (1654) als autonomen Bundesstaat dem Moskowitertum angegliedert hatte. Die Moskowiter verstanden es, die verbrieften Freiheiten der Ukraine systematisch zu untergraben und nach dem unglücklichen Ausgang des Aufstandes des Kosakenhetmans Mazepa, der mit Hilfe des Schwedenkönigs Karls XII. das Moskowitertum abzuschütteln trachtete (Schlacht bei Poltawa 1709), gänzlich aufzuheben. Mit der Vernichtung der Kosakenfestung, Saporoger Sitsch, auf einer Dnieprinsel, durch Katharina II. fiel das letzte Bollwerk der Unabhängigkeit, und die Ukraine wurde dem Rußreich einverleibt. Dennoch spielte das ukrainische Element in Rußland eine einflussreiche kulturelle Rolle, da Peter der Große die Reform mit Hilfe ukrainischer Gelehrter, die auch die Grundlagen zur Entwicklung der russischen Literatur legten, durchgeführt hat.

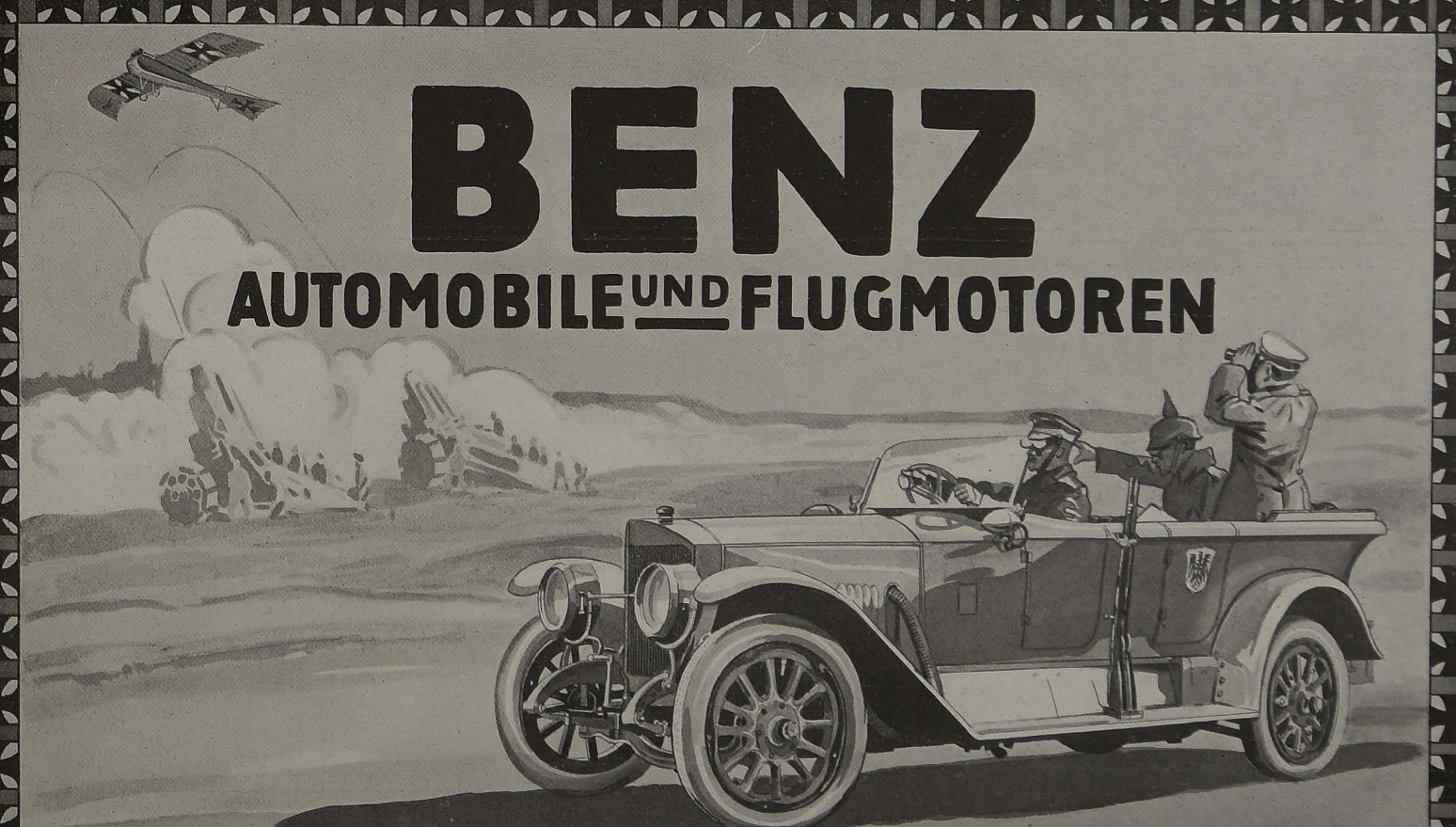
Der schwere Druck des Moskowitischen Kolosses, der seit dieser Zeit auf der Ukraine lastet, vermochte nicht den nationalen Gedanken, das Bewußtsein der ehemaligen Unabhängigkeit und die Bestrebungen zur Erlangung derselben zu ertöten. Die dem ukrainischen Volksstamme eigene unverwundliche Lebenskraft bewirkte es, daß auf den im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert durch Einwirkung der europäischen Renaissance geschaffenen kulturellen Grundlagen (Hochschule in Ostrog, Akademie des Metropolitans Mohyla in Kiew u. dgl.) und durch das Erbblühen der Romantik an der Wende des achtzehnten Jahrhunderts der unter den Trümmern der staatlichen Selbstständigkeit verschüttete ukrainische nationale Quell mit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wieder zum Durchbruch kam und das neue Zeitalter der nationalen Entwicklung des ukrainischen Volksstammes einleitete. Diesen nationalen Quell, aus welchem neues Leben entspringt, bildet die ukrainische Volkspoesie, in einem der „wohlklingendsten aller slawischen Dialekte und von großer musikalischer Wirkung“, wie sich Friedrich v. Bodenstedt in der „Poetischen Ukraine“, einer Sammlung musterhafter Überlegungen ukrainischer Volkslieder (Stuttgart 1845), äußert. „In keinem Lande hat der Baum der Volkspoesie



In der Harzer Holzindustrie beschäftigte kriegsgefangene Russen in ihren Mußstunden beim Schneiden von heimatischen Spielsachen und Gebrauchsgegenständen. Links eine russische Kinderklappe. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gezeichnet von Alfred Liebing.

Fürstentümer mit Polen ist letzteres eine Großmacht geworden. — Die religiöse, nationale und soziale Unterdrückung der Ukrainer im Polenreich (die ukrainische Sprache wurde

in der „Poetischen Ukraine“, einer Sammlung musterhafter Überlegungen ukrainischer Volkslieder (Stuttgart 1845), äußert. „In keinem Lande hat der Baum der Volkspoesie



BENZ

AUTOMOBILE UND FLUGMOTOREN

DEUTSCHE QUALITÄTSARBEIT

BENZ & CIE. Rheinische Automobil- u. Motorenfabrik A.-G. MANNHEIM.

